

7 Empirische Diskussion

Nach der Ausführung meines methodischen Vorgehens, komme ich nun auf die Auswertung der Experteninterviews zu sprechen: Acht Experten äußerten sich zu meinen Fragen über die Gehörlosen-Community und über das Verhältnis zwischen Gehörlosen und Hörenden, welche Faktoren die aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen beeinflussen und welche Perspektiven sich ergeben, um Räume innerhalb einer Verstrickung von Inklusion und Interkulturalität erschließen zu können.

7.1 Gehörlose und Hörende

Die Gehörlosen-Community ist eine kulturelle Gemeinschaft (vgl. EK: Z. 222f.). Diese Tatsache sei für Hörende nicht präsent, meint Manuel Löffelholz (vgl. ML: Z. 19f.).¹ Es ist eine (nur) unbekannte Gruppe – *die* Gehörlosen. Gehörlose formulieren jedoch im inneren Zirkel ein starkes kulturelles Wir-Verständnis, das als geschlossene Zugehörigkeit nach außen vermittelt wird.² »Wir haben die eigene Sprache [...] die eigene Kultur. Wir haben so ganz typische Eigenheiten in unserer Welt« (RG: Z. 168ff.). Gleichermaßen wird implizit von einer homogenen Gruppe

-
- 1 Gemeint sind Hörende, die weithin keine Berührungspunkte mit gehörlosen Menschen haben.
 - 2 Schon die Betrachtung von inneren und äußeren Dynamiken weisen auf die Problematisierung von Räumen, auf die im folgenden Verlauf näher eingegangen wird.

der Hörenden ausgegangen (vgl. RG: Z. 58f.). So werden vorweg Menschen (gegenseitig) durch ihren Hörstatus kognitiv einer als homogen betrachteten Gruppe zugeteilt: *die* Gehörlosen und *die* Hörenden.³

7.1.1 Sind Gehörlose behindert?

Welche Mechanismen führen zu dieser Homogenitätsauffassung? Hörende nehmen zwar eine Geschlossenheit als Community wahr, die sie allerdings nicht mit einer Repräsentation von Kulturzugehörigkeit verbinden. Das Paradigma von biologischer Sinneseinschränkung ist vorherrschend gegenüber einem Kulturalitätsschwerpunkt. Das Resultat ist, dass für Hörende (alle) gehörlosen Menschen *behindert* sind. »Wir betrachten uns anders, nur die Gesellschaft sieht uns als ›behindert‹ an«, sagt Elisabeth Kaufmann (EK: Z. 498ff.). Gehörlose Menschen sehen sich *nicht* als behindert an: »Also wir Gehörlose sehen uns nicht medizinisch, nicht als medizinischer Versorgungsfall. [...] Ich bin gehörlos, ich nutze Gebärdensprache, ich sehe mich nicht als behindert« (EK: Z. 449ff.). Die Annahme von Behinderung seitens der Hörenden ist in keinerlei Hinsicht mit einer diskriminierenden Absicht verbunden, sondern ist für sie die Annehmenden eine neutrale (nicht paternalistische) Tatsache (vgl. JD: Z. 116-122; RM: Z. 429; RK: Z. 208f.). Hörende verkennen dabei allerdings mehrheitlich die Unterscheidung von *Gehörlosigkeit* und *Hörbehinderung*, die vonseiten der Gehörlosen-Community eingeleitet wird: »Also Hörbehinderung kann Gehörlosigkeit bedeuten, kann auch Schwerhörigkeit bedeuten, oder Leute, die mit CI versorgt sind, oder Ertaubte, Leute, die resthörig sind. Hörbehinderung, das sind Leute, die technische Hilfsmittel nutzen« (EK: Z. 184ff.).

Das innere Hierarchiegefälle der Community⁴, wonach ein innergesellschaftlicher Status zwischen *Gehörlosen* und *Hörbehinderten* verhan-

3 Nach Rita Mohlau ist diese Generalisierung zwar im Zuge der langsamen Aufhebung, wonach die innere Heterogenität einer Gruppe erkannt wird, die jedoch (noch) nicht weitreichend etabliert ist (vgl. RM: Z. 924-930).

4 Mit *der Community* ist an dieser Stelle und fortwährend die deutsche Gehörlosengemeinschaft gemeint.

delt wird – und sich dabei *dasselbe* (möglicherweise paternalistische) Geschehen abspielt wie zwischen Gehörlosen und Hörenden (vgl. EK: Z. 189ff.) – ist Hörenden, die nur wenig bis keine Berührungspunkte mit der Gehörlosen-Community haben, ebenfalls weitgehend nicht bewusst (vgl. ML: Z. 19f.).

7.1.2 Die Frage nach Identität

Ausgehend von einem Hierarchiegefälle ist ein *inneres Machtgefüge* ersichtlich, das anhand des weiterführenden Aspekts – der Frage nach der Identität als gehörloser Mensch – verdeutlicht wird. Athina Lange beschreibt sehr genau die inneren Verstrickungen in Bezug auf eine ansozialisierte (taub sozialisierte) und eine angenommene (hörend sozialisierte bzw. spätertaubte⁵) Identität Gehörloser (vgl. AL: Z. 483-486):

»Mir war das einfach nicht klar, dass es diesen internen Krieg in der Tauben-Community gibt, sozusagen. Also für mich ist das eine Form von Krieg. Ganz klar: Wer kann denn besser gebärden? Wer kann besser taub sein? Wessen Eltern sind taub, schon in wie viel Generationen« (AL: Z. 483-486)?⁶

So kann es wiederum eine Frage von Status im inneren Zirkel sein, ob ein gehörloser Mensch in einem gehörlosen Umfeld sozialisiert wurde oder nicht. Martin Vahemäe-Zierold erklärt diesen Vorgang mit dem Begriff *bio-taub* (vgl. MVZ: Z. 70f.), der heute zwar nicht mehr gebraucht werde, sich nach Auslegung der Experteninterviews jedoch in Bestrebungen von *Deaf Power* wiederfinden lasse (vgl. AL: Z. 129ff.), ebenso wie die Verwendung der Begriffe *gehörlos* oder *taub* exemplarisch für

5 Die Gründe für den erworbenen Hörstatus wie im Fall von *spätertaubt* (postlinguale Taubheit) sind mehrheitlich Krankheiten wie Hirnhautentzündung oder Medikamente, aber auch durch einen Unfall kann Taubheit »erworben« (Issing o.J.) werden (vgl. ebd.). Allerdings fallen die Gründe für diese Studie nicht ins Gewicht und werden daher außen vor gelassen.

6 Raúl Krauthausen verweist auf den Aspekt, dass es diese Frage eines erworbenen Zustands unter Menschen mit Körperbehinderung schlichtweg nicht gibt (vgl. RK: Z. 61ff.).

das Maß der inneren und äußeren Identitätsrepräsentation stehe. Innerhalb der Gehörlosen-Community gehen die Haltungen auseinander, welcher Begriff aufgrund seiner Bedeutung verwendet werden möchte. Rafael Grombelka (vgl. RG: Z. 81-84) und Martin Vahemäe-Zierold (vgl. MVZ: Z. 64-70) plädieren für die Verwendung des Begriffs *taub*, denn »gehörlos« ist ja wie hilflos, irgendwie, da fehlt immer was. Das ist immer noch defizit-orientiert, weist auf einen Mangel hin. Da kann man nicht so wahnsinnig viel finden, worauf man stolz sein kann. Bei »taub« schon« (MVZ: Z. 68ff.). Elisabeth Kaufmann (vgl. EK: Z. 487) und Athina Lange dagegen sehen beide Begriffe neutral in ihrer Verwendung und ohne eine politische Komponente von Empowerment: »Ich benutze eigentlich beides. Für mich ist das jetzt nicht so ein großes Thema, ob ich jetzt »taub« oder »gehörlos« sage« (AL: Z. 9f.). Damit besteht eine Gemeinsamkeit mit Hörenden, die primär den Begriff *gehörlos* verwenden, womit keinerlei Konnotation verbunden ist. Sie orientieren sich dabei aber an den Strömungen, die von der Community ausgehen, sodass auch beide Begriffe während eines Gesprächs verwendet werden: »Ich bin ja der Meinung, man sollte die Worte benutzen, die die Community will« (JD: Z. 91f.).

Die konsensuale Ausprägung von Identität wird von Gehörlosen unabhängig davon, ob es sich um eine ansozialisierte oder angenommene Identität handelt, als *Akt der Überzeugung* nach innen gestärkt und gefestigt (vgl. AL: Z. 74f.). Für Hörende ist die Identitätsfrage Gehörloser keine Frage von Überzeugung, sondern vielmehr eine Form des inneren Empowerments gegenüber einer hegemonialen Mehrheit aufgrund eines Faktums, wofür oder wogegen man sich *nicht* entscheiden kann (RM: Z. 725-730). Ein Mensch ist gehörlos, ein Mensch ist hörend, ohne es sich ausgesucht zu haben. Diese Tatsache, dass ein Mensch hört, ist für den hörenden Menschen ebenso wenig relevant wie die sich daraus ergebende Frage nach der eigenen Identität eines hörenden Menschen (in der Gegenüberstellung zur Identität Gehörloser).⁷ Auch diese Annahme ist keinem respektlosen Verhalten Hörender gegenüber Gehör-

7 Ausgenommen für CODAs, die sich in einem ständigen Weltentransit befinden (vgl. RM: Z. 1077f.).

losen geschuldet. Es besteht schlichtweg (aktuell) kein relevanter Bedarf für Hörende, ihr Hörend-Sein zu erklären oder zu hinterfragen, weil sie durch das Hören keine Einschränkungen erfahren (vgl. ML: Z. 143f.).

7.1.3 Die Unbekannten

Für Gehörlose wiederum besteht der Grund in der *Verhomogenisierung* hörender Menschen einerseits in der ständigen Konfrontationshaltung gegen eine hegemoniale hörende Mehrheitsgesellschaft, die ihre Sprache nicht verwendet, das heißt, als Aggressor gilt und mit der alles verbunden wird, was sich außerhalb der Belange der Gehörlosen-Community befindet (vgl. MVZ: Z. 177-180). Andererseits bzw. tiefergehend ist die Hörenden-Welt aufgrund ihrer zugrunde liegenden und bislang unhinterfragten Omnipräsenz schlichtweg nicht fassbar (vgl. ML: Z. 143f.), weshalb zwangsläufig von einer anonymen homogenen Masse *der Hörenden* ausgegangen wird.⁸ Die Hörenden-Welt ist zu allgegenwärtig, als dass sie in eigenen Kultureigenschaften jemals beschrieben worden ist, soll heißen: *Es gibt keine Hörendenkultur*, daher kann sie auch nicht benannt und nicht adressiert werden.

7.2 Begegnung

Raúl Krauthausen deklariert Begegnung als zentrales Anliegen menschlicher Interaktion (vgl. RK: Z. 458-465).

»Ein Narrativ, dass ich die ganze Zeit höre: Wir müssen die Barrieren in den Köpfen senken [...] Diese Floskeln helfen nicht, weil wenn du sagst,

-
- 8 Die gegenseitige Zusprechung von Homogenität ist ein strukturelles Phänomen. Die Betrachtung des Menschen gilt beiderseits als heterogen. Innerhalb der jeweiligen Gruppen ist klar, dass es Persönlichkeiten mit verschiedenen Interessen und Erfahrungshintergründen gibt (vgl. RG: Z. 402f.; RM: Z. 708ff.). Es geht in der strukturellen Betrachtung vielmehr um greifbare oder eher nicht greifbare Werte einer kulturellen Gemeinschaft.

wir müssen die Barrieren in den Köpfen senken und den Raum verlässt, dann weiß niemand, was konkret der nächste Schritt ist. [...] mit dieser Erzählung: ›Wir müssen die Barrieren in den Köpfen senken‹ vergessen wir, dass die einzige Möglichkeit Barrieren in den Köpfen abzubauen, die Begegnung ist. Nicht eine Broschüre, nicht ein Werbespot, auch nicht der Unterricht durch Nicht-Betroffene« (RK: Z. 469-479).

7.2.1 Außerhalb der eigenen Blase

Wer macht den ersten Schritt? Die Meinungen der Experten gehen auseinander. Manuel Löffelholz präzisiert die impulsgebende Richtung einer Begegnung von Gehörlosen und Hörenden, womit alle hörenden Experten einhergehen: »Da ist ein Stückweit Bewegung notwendig, nicht die Gehörlosen müssen sich an die Hörenden anpassen. Andersrum« (ML: Z. 72f.). Der erste Schritt muss von den Hörenden kommen, sagen hörende Gebärdensprachverwender und hörende Experten für Inklusionsfragen:

»Ich gehe da schon mit der Gehörlosen-Community mit, wenn die sagt: ›Die Mehrheitsgesellschaft muss sich an dem Punkt bewegen. Weil die Exklusion führt eigentlich dazu, dass sich die Mehrheitsgesellschaft unter dem Argument der besten Förderung und des Schutzes der Behinderten, weil die ja dann da unter sich sind und sich austauschen können, in Wirklichkeit die Mehrheitsgesellschaft schützt vor Veränderung« (RK: Z. 219-223).

Athina Lange bringt eine andere Perspektive ins Spiel: »Man hat diese Blase, in der man ist und in der man sich bewegt, und da dann rauszukommen, das ist sehr schwierig, diesen ersten Schritt zu machen, aus einer Bequemlichkeit heraus. Es muss ja auch ein Umdenken stattfinden bei den hörenden und bei den gehörlosen Menschen« (AL: Z. 91-94). Die gehörlosen Experten meinen gegenüber den hörenden Experten: »Jeder muss sich auf den Weg machen, Gehörlose wie Hörende«

(EK: Z. 132f.). Beide *Kulturträger*⁹ sollten sich aufeinander zu bewegen und Wege finden. Es ist (in Hinblick der Interviewaussagen) nicht der Fall, dass Gehörlose warten, dass etwas passiert, wie Hörende mehrheitlich meinen. Ein Warten und Ausharren der Dinge, die da kommen, trüge die Folge einer *Bedarfskenntnislücke* von Hörenden über Gehörlose. Im Prinzip des *mit nicht über* kann Initiierung einer Begegnung nicht allein in der Hand der Hörenden liegen: »Das Wichtige ist immer: Gehörlose fragen. Wir sind die Experten« (EK: Z. 254). Die Hörenden müssen Bedürfnisse kennenlernen und kennenlernen dürfen. Genauso müssen Gehörlose die Bedürfnisse der Hörenden kennenlernen dürfen. Das Kennenlernen der Bedürfnisse des jeweils anderen passiert außerhalb der eigenen Komfortzone (vgl. AL: Z. 91-94) was verspricht zunächst Unsicherheit zu schüren. »Wenn jemand überhaupt keine Ahnung hat über den Umgang mit tauben Menschen, kommt das in erster Linie als Unsicherheit rüber bzw. auch so ein bisschen als Angst oder Hemmung« (RG: Z. 53ff.). Auch Jürgen Dusel meint: »Angst ist ja in der Regel oder Vorurteile entstehen immer dort, wo Menschen sich nicht begegnen und wenig voneinander wissen. Unsicherheiten auch. Und zwar in allen Bereichen« (JD: Z. 336f.).

7.2.2 Begegnung von klein auf

Wie lässt sich die Angst überwinden? Ausnahmslos alle Experten sind sich einig: Eine Begegnung, die ein Kulturverständnis impliziert, muss von Kindebeinen an angelegt sein. »Also dieses Bewusstsein dafür zu schaffen, das wäre schon sehr hilfreich. Deswegen bin ich der festen Überzeugung, dass wir es hinkriegen müssen, dass die Menschen gemeinsam zusammen leben und gemeinsam zusammen groß werden« sagt Jürgen Dusel (Z. 151ff.). Das Verhältnis von Gehörlosen und Hörenden verankert sich den Experten zur Folge kulturell-linguistisch: »Ich bin der Meinung, wenn man das in der Schule schon etabliert, wie das

9 *Kulturträger* meint in diesem Zusammenhang Akteure innerhalb einer Kultur und ihrer Repräsentanten, wobei ebenfalls von Hörenden als Kulturangehörige aufgrund ihres Hörend-Seins ausgegangen wird.

jetzt bei uns in der bilingualen Schule läuft und dann als Wahlpflichtfach Gebärdensprache anbietet, dann haben wir in einigen Jahren schon eine breitere Möglichkeit und grundlegende Kenntnisse in vielen Bereichen der Gebärdensprache da« (ML: Z. 95-98).¹⁰ »Ja und wenn taube und hörende Kinder, oder wenn hörende Kinder von klein auf schon einen Einblick kriegen, dann wachsen die auch ganz anders und selbstverständlich auf« (RG: Z. 306ff.), meint auch Rafael Grombelka. Athina Lange untermauert die weitreichenden Konsequenzen:

»Und wenn die Gesellschaft das schaffen würde, dass es diese kleinen Kontakte gibt zu Behinderung, dann würde sich automatisch in Zukunft die Gesellschaft ändern, wenn das von klein auf passiert. Dann wäre die Angst, diese Beklommenheit, wie man sich jetzt verhalten soll, das würde automatisch verschwinden dadurch« (AL: Z. 170-173).

Es geht primär darum, dass Hörenden ein Einblick in die Kultur und die Sprache Gehörloser vermittelt wird. Es geht nicht um die Frage von willentlicher Bereitschaft. Es geht um die Frage nach den Möglichkeiten.

7.2.3 Dritte Menschen

Die Experten sind sich einig, »dass die Aufklärung und die Information tatsächlich wichtig ist« (RG: Z. 71f.). Es geht um ein weitreichendes Kulturverständnis. Athina Lange merkt an: »Wie sollen denn Menschen den Erstkontakt bekommen, zur Gehörlosenkultur, wenn sie gar nicht wissen, dass es die Gebärdensprache gibt oder wenn sie sie halt nie sehen sozusagen. Es braucht da, glaube ich, sehr viel Aufklärungsarbeit« (AL: Z. 226ff.). Rafael Grombelka ergänzt: »Das Problem ist die Kommunikation« (RG: Z. 300). Wie ist die Aufklärungsarbeit unter der schwierigen Bedingung zu leisten, dass eine Vorstellbarkeit über die Lebenswelt

10 Durch Bilingualität erweist sich eine interkulturelle Herangehensweise.

einer anderen *Hörstatus-Kultur*¹¹ nicht gegeben ist (vgl. EK: Z. 210f.))¹² Dazu bedarf es eines geeigneten *Mediums*: »Vor allem wenn ein Dolmetscher natürlich dabei ist. Ich fühl mich wohl, wenn wir zum Beispiel in einer Situation wie jetzt sind, Sie verstehen mich, ich verstehe Sie« (RG: Z. 117ff.). Rafael Grombelka zielt damit auf die Vermittlung von Sprache als Dialogermöglichung. Rita Mohlau sieht in einer Vermittlung primär einen authentischen Transfer kulturspezifischen Wissens: »Wenn ich aber als Hörende rausgehe, ist es schon mal eine Begegnung auf Augenhöhe. Vielleicht hört man mir zu [Betonung auf: hört]. Und dann kann ich in Return der Gesellschaft was zurückgeben« (RM: Z. 446ff.). *Externes*¹³ Wissen steht wiederum in Ergänzung zu *internem* Wissen: »Der taube Dolmetscher, also ich, würde dann übersetzen, aber würde dann trotzdem gleichzeitig auch die taube Identität mit rüberbringen« (RG: Z. 235ff.). Die Zusammensetzung des externen und internen Wissens erscheint als sinnstiftend für eine neue Ebene der Eigen- und Fremdwahrnehmung. Ein Medium wird dahingehend als *Mensch*, als *Vermittler* und als derjenige begriffen, der Brücken bauen kann: Ein (Kultur-)Vermittler.¹⁴ Er wird von den Experten nicht als solcher benannt, jedoch latent gesucht, ein Mensch der eine authentische Wissensvermittlung vor allem innerhalb derselben *Hörstatus-Gruppe* vertreten kann. »Aber das passiert natürlich auch immer im [...] persönlichen Kontakt. [...]

-
- 11 Der Begriff *Hörstatus-Kultur* verweist auf eine globale Sicht der Teilung der Gesamtbevölkerung in gehörlos und hörend, wobei die Tatsache des Hörens oder Nicht-Hörens (benannt als Hörstatus) für die Sozialisation eines Menschen ausschlaggebend ist, was wiederum auf eine Hörendenkultur schließen lässt, die jedoch noch weitgehend unerforscht ist. Der Hörstatus als Anlass der Verortung wird im Folgenden untersucht.
- 12 »Und ich glaube, dass Hörende sich nicht vorstellen können, wie unsere Welt funktioniert« (EK: Z. 210f.). Hörende können sich nicht vorstellen, wie es ist, nicht zu hören.
- 13 Die Begriffe *extern* und *intern* beziehen sich auf die Verortung hinsichtlich der Gehörlosenkultur: *intern* steht für einen gehörlosen Menschen, der sich mit der Gehörlosenkultur identifiziert, *extern* bedeutet als *wissender Hörender*.
- 14 (Kultur-)Vermittler ist *nicht* gleichzusetzen mit Behinderten- oder Inklusionsbeauftragten und zielt auf eine andere Ebene der Interaktion und Vernetzung.

da im Kleinen anzufangen aufzuklären, die eigene gelebte Mischkultur und Sprache eben rüberzubringen« (ML: Z. 21-24).

Ein Aspekt von anschaulicher Normalität bei intensiver Auseinandersetzung jedoch von äußerster Maßgeblichkeit sind hierbei die Worte: *die eigene gelebte Mischkultur*. Hörende können nicht davon sprechen, wie es ist, gehörlos zu sein, wie sich die Lebenswelt eines gehörlosen Menschen gestaltet. Ebenso können Gehörlose nicht davon sprechen, wie sich die Lebenswelt eines hörenden Menschen gestaltet (vgl. EK: Z. 278ff.). Es geht nicht um ein *über* im Sinne von einer anderen Lebensperspektive sprechen, wie Rita Mohlau kommentiert: »Ich rede mit dir jetzt auch über Gehörlose. Über meinen Job. [...] Aus meiner Perspektive« (RM: Z. 771ff.). Es geht darum, von *meiner* Perspektive ausgehend, *über einen Sachverhalt* zu sprechen, was immer *beidseitig* angelegt ist. Ein absoluter Perspektivwechsel ist beiderseits nicht zu leisten, das heißt, ein hörender Mensch kann sich nicht vorstellen, wie es ist, gehörlos zu sein und vice versa kann sich ein gehörloser Mensch nicht vorstellen, wie es ist, hörend zu sein.

Diese zarten Ansätze evozieren *dritte Menschen*, die als Kommunikations- und Informationsträger von Kulturspezifika unabhängig agieren. Sie vermitteln (Sprache und Wissen), sie vernetzen und machen neugierig. *Dritte Menschen* sind *jetzt* das unabdingbare, unausgeschöpfte Potenzial, das mit guter Entwicklung eines Tages obsolet ist. Dieses Tätigkeitsspektrum geht über eine Dialogermöglichung weit hinaus, weshalb zwar von Dolmetschern gesprochen wird, jedoch wohlweislich eine andere Funktion gemeint ist. *Neben* Gebärdensprachdolmetschern geht es um (Kultur-)Vermittler, die innerhalb möglicher *dritter Themen* agieren (wobei der Fokus auf einem gemeinsamen Gegenstand gerichtet ist und unabhängig im Raum steht).

7.2.4 Relevanz: Was hat das mit mir zu tun?

Begegnung sollte selbstverständlich sein. Raúl Krauthausen plädiert nicht für den Wunsch eines Weges, sondern viel grundlegender für die Sichtbarkeit des Weges:

»Und wenn es vielmehr diese Unterstützungsleistungen gäbe in Form von Dolmetscherleistungen zum Beispiel oder auch in Sichtbarkeit in den Nachrichten, eine Sichtbarkeit in Filmen, im Theater und nicht immer so als Special-Inklusionsfolklore, sondern einfach so im Mainstream, [...] dass einfach standardmäßig Gebärdensprache dabei ist, dann könnte ich mir schon vorstellen, dass das Interesse der Mehrheitsgesellschaft, der hörenden Mehrheitsgesellschaft steigt« (RK: Z. 160-166).

Ist dem tatsächlich so? Steigt das Interesse bei höherer Sichtbarkeit? *Was hat das mit mir zu tun?* Die Frage nach Begegnung geht mit zwei Fragen einher: *Ist es wichtig?* – Die Frage nach Notwendigkeit – *Warum ist es wichtig?* – Die Frage nach dem Grund von Relevanz. Jeder Mensch muss handeln wollen, um handeln zu können. Dies geschieht nur mit einem individuell verstehbaren Grund, einem persönlichen Antriebsmechanismus.

Die Frage nach der Notwendigkeit für Hörende in der Begegnung mit Gehörlosen kann nicht eindeutig benannt werden (vgl. JD: Z. 280-288). Für Hörende gibt es *keine Notwendigkeit*, denn sie können ein Leben bewerkstelligen, ohne eine andere Sprache als ihre Muttersprache verwenden zu müssen und ohne sich in einer (ihnen) fremden Welt aufhalten zu müssen. Hier spiegelt sich ein Ungleichgewicht. Für Gehörlose gibt es *eine strukturelle Notwendigkeit* von Lebenspragmatismus. Sie *müssen* bilingual agieren (gebärdensprachlich und schriftsprachlich¹⁵). Hörende *können* sich die Gebärdensprache aneignen, das heißt als Fremdsprache erlernen:

»Ich sage immer, es ist auch vielen Hörenden nicht bewusst, also die jetzt weniger Kontakt mit Gehörlosen haben, ich sage immer: ›Leute, ihr habt zwei gesunde Hände, ihr könnt Gebärdensprache lernen,

15 Gebärdensprache unterliegt keinem Schriftbild, das heißt es gibt keine allgemein angewandte Schriftform von Gebärdensprache. Die Aussage bilingual bezieht sich auf die der Lautsprache verwandte Schriftsprache, die eine vollkommen andere Grammatik besitzt als Gebärdensprache (vgl. RG: Z. 107-110).

[...] die Gehörlosen können nicht hören lernen, das funktioniert nicht.
Allein dieses Bewusstsein klarzumachen« (ML: Z. 67-70).¹⁶

Es besteht also ein wesentlicher Unterschied zwischen *muss* und *kann*. Daher steht die Frage nach Relevanz – *Wenn ich nicht muss, warum sollte ich?* – für Hörende viel dringlicher im Raum als für Gehörlose, für die die Frage der Relevanz mit der Aussage der Notwendigkeit überschrieben wird. Die Frage der Relevanz lässt für sie damit keinen Freiraum zu überhaupt gestellt zu werden. Ein *muss versus kann* ist (nach aktuellem gesellschaftlichem Status quo) nicht aufhebbar und nicht änderbar. *Wir können aber damit umgehen*. Das fängt damit an, dass die Frage nach Relevanz legitim gestellt wird, meint Rita Mohlau: »Das ist superehrlich. Und ich glaube, das ist die Person, wenn die wirklich mal auf einen Gehörlosen trifft, die auch kommen lässt« (Z. 360f.). *Political Correctness* würde demnach kaum weiterhelfen und in den seltensten Fällen zu Erfolgen führen. Ein »overthinking« (RM: Z. 363) hemmt die eigentliche Begegnung (vgl. ebd.). »Ich finde so eine offene und ehrliche Auseinandersetzung, ohne das zu sehr zu verkopfen, ohne das zu sehr zu verpolitisieren, finde ich immer ganz angenehm, weil dann sprechen wir über das, was eigentlich zugrunde liegt« (RM: Z. 357ff.). Die Frage nach dem *Warum* kann einzig mit einer gesellschaftlichen Wertebasis und weitreichender Bereicherung durch ein Kulturverständnis beantwortet werden:

»Es muss ja nicht dazu führen, dass sich jetzt plötzlich alle um den Hals fallen und der Meinung sind: ›Juhu, alles ist gut‹. Sondern es geht ja um Erkenntnisgewinn. Es geht um Interaktion. Es geht um Zuhören, es geht um Zusehen, es geht um Austausch und das ist für eine Gesellschaft unglaublich wichtig« (JD: Z. 324-327).

Es geht um eine Öffnungsperspektive, meint Athina Lange: »Es muss einfach sein, dass die Leute, egal, ob sie taub oder hörend sind, dass

16 Hörende Kinder gehörloser Eltern (Child of Deaf Adults, kurz CODA), die mehrheitlich bilingual muttersprachlich – gebärdensprachlich und lautsprachlich – aufwachsen, sind hiervon ausgenommen.

sie sich öffnen für andere Sachen« (AL: Z. 154f.). Der Anfang geht von zwei Menschen aus: »So sollten sich zwei Menschen begegnen – offen, respektvoll, wertschätzend, kommen lassen. [...] Und wenn man das von zwei Menschen auf alles, jede größere Gruppe, Welten, Weltenordnung usw. projiziert, also man muss immer beim kleinsten Ding anfangen« (RM: Z. 618–621).

7.3 Macht und Repression

Gehörlose Menschen erfahren nach Berichten der Experten eine *Entmächtigung* von nicht gehörlosen Menschen, die sich mehrheitlich als unbewusst paternalistisch auslegen lässt (vgl. RK: Z. 362). Man spricht von einer mehrheitlichen *hörenden Hegemonialgesellschaft*, »wenn taube Menschen mit Hörenden zusammen sind, da gibt es ja ein Machtgefälle. Und taube Menschen müssen sich in der Regel anpassen« (RG: Z. 217f.). Die Entmächtigung tritt in Form von stigmatisierender Pathologisierung des *Nicht-Hörens* (Gehörlosigkeit¹⁷) zutage durch Menschen, die hören, in Form von struktureller Benachteiligung und alltäglichen Rechtfertigungszwängen: »Ich merke schon, ich bin unter Hörenden unterwegs, aber trotzdem werde ich vielleicht, wenn jemand merkt, dass ich taub bin, nicht unbedingt als gleichwertig angesehen« (RG: Z. 104f.). Eine Stigmatisierung führt zu traumatischen Erlebnissen und Frusterscheinungen (vgl. RG: Z. 333ff.; AL: Z. 176ff.).¹⁸ Alltägliche Dis-

17 Ich möchte den Begriff *Gehörlosigkeit* oder *Taubheit* nach Möglichkeit vermeiden, kommt er doch der Auffassung von Krankheit sehr nahe und von einnehmender Homogenisierung der *Betroffenen* und dahingehender Relativierung des Individuums. Darüber hinaus geht *Hörigkeit* als gegenübergestellter Begriff in eine andere Richtung als die des Dialogs auf Augenhöhe.

18 Athina Lange berichtet von einer Situation, die das Ausmaß der täglichen Diskriminierungserfahrung gehörloser Menschen pointiert beschreibt: »Und diese Person meinte dann zu mir: »Hm, ja, ihr müsst euch doch auch ein bisschen mehr bemühen ihr Tauben für die Hörenden. Ihr müsst euch doch bemühen, dass die Kommunikation klappt oder ihr müsst doch von den Lippen ablesen. Ihr müsst euch da bemühen, ihr müsst das können, damit es für die Hörenden

kriminierungserfahrungen drohen die zarten Ansätze der Begegnung auf eine Zerreißprobe zu stellen, wo sie doch wichtig sind thematisiert zu werden um Hintergründe, die Menschen mitbringen oder denen sie täglich ausgesetzt sind, verstehbar zu machen (vgl. RM: Z. 103f.):

»Also, es ist ja schon eine Menge erreicht worden, aber wir dürfen nicht vergessen [...] da gibt's auch noch eine Menge Wunden zu heilen in der Gehörlosen-Community. Die Diskriminierungserfahrung ist für viele ja noch real und aus der Kindheit kommend. Und da sind noch viele Tabus, die wir klären müssen und ansprechen müssen, die auch die Community selber unter sich erstmal diskutieren und ansprechen muss« (RK: Z. 227-233).

7.3.1 Koloniale Verhältnisse?

Es bleibt eben nicht bei traumatischen Kindheitserlebnissen. Es sind alltäglich erlebte Diskriminierungserfahrungen, die so schwerwiegend sind, dass von *Unterdrückenden* (Hörenden) und *Unterdrückten* (Gehörlosen) gesprochen wird:

»Wir haben viele Jahre der Unterdrückung hinter uns als Minderheitengruppe, als marginalisierte Gruppe. [...] Und jeder von uns Gehörlosen kennt das, dass wir in der dritten, vierten Reihe Holzbankklasse sitzen, ganz hinten, so mal gesagt. Also wir sind in der Gesellschaft die Letzten, die mitgedacht werden« (EK: Z. 382-386).

einfacher wird. Und ich dachte mir: Wie bitte? Ich war so sauer in der Situation. Also ich bin wirklich richtig sauer geworden. Was hat denn diese Person überhaupt für ein Bild von der Welt?« (AL: Z. 516-521). Ich zitiere diese Erzählung ausführlich für die Nachvollziehbarkeit hörender Menschen, die selbst keine Erfahrung mit täglicher Diskriminierungserfahrung haben oder hatten, denn nur durch solche Erzählungen kann der Mensch authentischen Narrativen begegnen, mit denen er umgehen kann. Erzählungen von Diskriminierungserlebnissen werden zu Angehörigen der fremden *Hörstatus-Gruppe* allerdings nicht oft geäußert.

Mit jeglichem Ansatz der Begegnung ist der Grundgedanke verbunden, dass ein Angehöriger einer hegemonialen Mehrheit einem Angehörigen einer unterdrückten Minderheit vorschreibt, *wie er ist* und *was er ist*. Auch von »Herrschaftsverhältnissen« (MVZ: Z. 185f.) und *kolonialen* Zuständen (vgl. MVZ: Z. 163ff.) ist die Rede.¹⁹ Martin Vahemäe-Zierold erläutert, dass es Schubladen für verschiedene Diskriminierungsformen gebe und sie für die Themen von Gehörlosen anwendbar seien (vgl. MVZ: Z. 213ff.). Rita Mohlau berichtet aus der Hörenden-Perspektive, dass gehörlose Menschen gelernt haben, für ihre Rechte zu kämpfen bzw. kämpfen zu müssen, sonst würden sie nicht gehört. Daher kommt die vehemente Eindringlichkeit (vgl. RM: Z. 114ff.).

7.3.2 Yes Deaf can

Rita Mohlau bringt eine Umkehrung der Entwicklung zur Sprache, das heißt eine Zurückweisung von Repression, ein Empowerment der Gehörlosen, wie auch Martin Vahemäe-Zierold konstatiert: »Wir müssen politisch dafür kämpfen, dass wir als sprachliche Minderheit und nicht als Verwaltungskategorie anerkannt werden« (MVZ: Z. 114f.). Begriffe wie *Kampf* und *Widerstand* machen die Brisanz der aktuellen Lage sehr deutlich (vgl. MVZ: Z. 187f.). Man müsse allerdings sehr vorsichtig mit diesen Begriffen umgehen, warnt Athina Lange. Empowerment sei wichtig, aber man sollte sehr genau darauf achten, wo die Grenzen sind (vgl. AL: Z. 299f.), denn die Gefahr einer Radikalisierung von Untergruppen ist weder einladend und dialogorientiert noch nach innen gerichtet gemeinschaftsstiftend (vgl. AL: Z. 295ff.; Z. 101ff.). Rafael

19 Mit der Verbindung zu Kolonialismus, das heißt der vermeintlichen Unterdrückung Gehörloser durch *hörende Kolonialherren*, wird eine Perspektive von unterdrückter Rasse (Rassismus) eröffnet, das heißt, eine Selbstwahrnehmung als Rasse subtil kommuniziert. Bis heute wird bei einigen Verfechtern von Deaf Power darauf Wert gelegt, in wie viel Generationen bereits Gehörlosigkeit vorhanden ist: »Wir haben früher oft gesagt ›bio-taub‹. Um darzustellen, dass man wirklich taub ist. Also durch und durch« (MVZ: Z. 70f.). Der Ernst der Lage kann dabei bestehen, selbst rassistisch zu handeln.

Grombelka meint entgegen einer *inneren Zersplitterung*: »Unter uns tauben Menschen ist mir das gar nicht so ein großes Bedürfnis, weil die anderen sind ja auch taub, da muss ich ja nicht zeigen, was ein tauber Mensch kann. Da bin ich einfach ich« (Z. 44ff.). Er spricht von einem Empowerment in Form einer *Repräsentation* von *Deaf-can*: »Tauben Menschen können« (RG: Z. 43f.) womit er vermittelt: »Hey, im Prinzip bin ich wie du, ich kann halt nur nicht hören« (RG: Z. 188).

Das Empowerment Gehörloser ist, wie Rita Mohlau meint, ein aktuell normal verlaufender Prozess. Fronten wurden aufgemacht und es muss noch viel passieren, damit die Fronten schrittweise aufgelöst werden können (vgl. RM: Z. 725-730). Diese nach *außen* gerichteten Fronten, die an den Aggressor der *Hörenden-Welt* gerichtet sind, sind mit Frust, Repressionsüberdruß und Kulturrevolution Gehörloser verbunden. Sie sind Barrieren, die nur schrittweise abgebaut werden können. Es ist noch nicht so weit, dass die Fronten gänzlich aufgelöst werden können (vgl. RM: Z. 422ff.). »Ja, es ist ein langer Weg und wir sind noch lange nicht am Ziel. Aber es ist wichtig, sich auf den Weg zu machen« (EK: Z. 139f.).

7.3.3 Ich bin hörend, ich habe die Macht

Hörende haben also nach Auffassung der Experten die Macht. Ein wesentlicher Punkt ist der Gedanke einer zahlenmäßigen *Überlegenheit*, die augenscheinlich für die gehörlosen Experten besonders ins Gewicht fällt: »Na die Gehörlosen-Welt ist halt klein. Wenn man das statistisch auswertet, dann ist das ja 0,1 %, was wir da sind. Kann ich schon verstehen, dass man mit dieser Minderheit nicht so einfach in Kontakt kommt« (MVZ: Z. 306ff.). Nach dieser Aussage ist Quantität ausschlaggebend: Die Mehrheit hat die Macht. Die hörenden Experten thematisieren hingegen diesen Quantitätsunterschied kaum: Es gehe um inhaltliche Ziele, für die eine zahlenmäßige Aufstellung keine Bedeutung habe (vgl. RK: Z. 281ff.). Es wird allerdings ein *allgegenwärtig quantitativ vorherrschendes Normen- und Wertesystem* zugrunde gelegt, das ein Machtgefälle verursacht.

Hörende sind sich dessen nicht bewusst, das heißt weder ihrer zugeschriebenen Machtposition noch einem vorherrschenden System gegenüber möglichen anderen Systemen: »Die Hörenden sind sich gar nicht bewusst [...] was sie sozusagen vereint und was sie an Barrieren nicht vorfinden« (ML: Z. 143f.). So stoßen Handlungsbemächtigung und Unwissenheit aufeinander. Unwissenheit über die Normen- und Wertekultur der eigenen Hörstatus-Kultur, Unwissenheit über das Gegenüber. Angehörige der Hörenden-Welt trifft der Vorwurf, über das von ihnen unerkannte Privileg zu hören, das sogenannte *Hearing Privilege*. Damit ist in der Regel das Bild eines nicht behinderten, biologisch hörenden, nicht gebärdensprach-kompetenten, weißen, mittel-/west-europäischen Paternalisten gemeint. Das Privileg zu hören verkörpert demzufolge einen Aggressor (vgl. ML: Z. 67-70; RK: Z. 310f.).²⁰ Tatsächlich ist das Faktum des Hörens oder Nichthörens unaufhebbar, wird allerdings zum Anlass von Stigmatisierung genutzt, weil entsprechende sprachlich gebundene Strukturen nicht für beide *Unaufhebbarkeiten* gegeben sind, wie Manuel Löffelholz meint und womit sich eine Blockade aus einem Unwissen heraus ergibt: »Es ist natürlich so, dass in unserer lautsprachlich geprägten Gesellschaft man als Hörender Privilegien hat, aber das liegt daran, dass es natürlich die Angebote in DGS nicht gibt« (ML: Z. 115f.). Die hörenden Experten nehmen die Frage des Privilegs sehr ernst:

»Es ist ein Privileg, das ich hören kann, wenn ich aber irgendwann an den Punkt gekommen bin, zu begreifen, dass ganz viel von dem was mich ausmacht, von einer Minderheitengesellschaft kommt die immer noch unterdrückt wird, diskriminiert wird, immer noch, dann kann und muss ich was zurückgeben. Das ist mein Verständnis« (RM: Z. 450-453).

Der Begriff *Hearing Privilege* ist als Teil des *Deaf Empowerment* zu sehen und als solches zu behandeln. Kein Mensch muss sich dafür ent-

20 Alle anderen Gruppierungen (hörende, nicht behinderte Menschen, die sich für die Gehörlosen-Community einsetzen, oder hörende Menschen, die sich als behinderte Menschen verstehen) werden nicht als Aggressor interpretiert.

schuldigen, dass er hört oder dass er nicht hört. Athina Lange hat den Menschen im Blick, den Menschen – ob gehörlos oder hörend – der gegenüber anderen Menschen über Privilegien verfügt: »Also wir müssen ganz genau schauen, was sind unsere einzelnen Privilegien und wir müssen uns dessen auch bewusstwerden. [...] Beispielsweise habe ich ja auch Privilegien« (AL: Z. 312-316).²¹ Insofern ist die Privilegienfrage immer eine Frage der Grundgegebenheit von Dialog und ein Zeichen für einen nicht vorhandenen oder nicht zufriedenstellenden Dialog.

7.3.4 Audistische Zustände

So verhält es sich auch mit dem Schlagwort *Audismus*. Die Repressionen Gehörloser stammen Martin Vahemäe-Zierold zur Folge von einer *oralen Ideologie* (vgl. MVZ: Z. 323ff.), die bislang omnipräsent gesellschaftlich verankert ist und mit ihr die Forderung nach Anpassung an *normale Zustände*, die gegen jegliche Form menschlicher Selbstbestimmung sprechen: »Aber natürlich sehen mich Ärzte, dass ich technische Hilfsmittel bräuchte, um die Lautsprache besser zu erlernen« (EK: Z. 451f.).²² Allerdings gibt es Unterschiede, räumt Martin Vahemäe-Zierold ein. Wo *struktureller Audismus*²³ angelegte

21 Das Privileg der muttersprachlichen Gebärdensprachkompetenz findet in den Interviews keine Erwähnung.

22 Gehörlose, die mutter- oder erstsprachlich gebärdensprachkompetent sind und sich mit der Gehörlosenkultur als *kulturelle Gehörlose* identifizieren, lehnen das CI (Cochlea-Implantat) als technisches Hilfsmittel ab (vgl. EK: Z. 451f.; AL: Z. 388-392). Hier greift wieder der Aspekt von Behinderung bzw. Nichtbehinderung, der von Hörenden, die hinter dem *Nicht-hören* keine kulturelle Verbindung vermuten, nicht nachvollzogen wird bzw. durch kulturelles Unverständnis nicht nachvollzogen werden kann. Ein CI birgt in seiner Bedeutung eine Abhängigkeit *von* und eine Unterwürfigkeit *zu* einer hegemonialen hörenden Mehrheit.

23 Struktureller Audismus meint, dass »bestimmte bestehende öffentliche Maßnahmen oder Reglementierungen zu Diskriminierungen führen« (MVZ: Z. 268f.).

Maßnahmen beschreibt, zielt der *aversive Audismus*²⁴ in seiner Beschreibung auf aktive menschliche Handlungen, die jedoch unbewusst und in der Regel *gut gemeint* sind (vgl. MVZ: Z. 229-237). Wann genau eine Handlung als *audistisch* bezeichnet wird und wo genau die Trennschärfe liegen, bleibt allerdings unklar und befindet sich im Rahmen von persönlichen Sichtweisen. *Audistisch* handeln heißt für Rita Mohlau, »dass ein Hörender einfach bestimmt, was jetzt passiert, einfach über die Köpfe der Betroffenen hinweg. Aufgrund der Tatsache alleine, dass er hört, bestimmt er über die Bedürfnisse der Menschen mit den ›Needs‹. Das ist für mich Audismus« (RM: 224ff.). Hier zeigt sich ein schmaler Grat von audistischem (bewusstem) und aversiv audistischem (unbewusstem) Handeln, eine Gemengelage von Konnotation, denn die Beschreibung der Handlung kommt nicht von den Handelnden (stereotypisch Hörenden) selbst, sondern ist immer eine Interpretation (von Gebärdensprachverwendern). Der Begriff selbst erweist sich eben nicht als konkret anwendbar und wird möglicherweise (deshalb) widersprüchlich verwendet (vgl. ML: Z. 165f., 168f.). Wird ein Begriff allzu leichtfertig übernommen, geht die *Begriffsdynamik* ersichtlich dazu über, nicht am Ausgangspunkt anzusetzen, sondern auf einen Generalzustand aufmerksam zu machen. Im Grunde geht es um die Beschreibung unguter Zustände und eines desolaten Zustands einer nicht gegebenen Verortung und folglich einer leichten Verfremdung oder Anpassung an Situationsbenennungen und ist leicht als heikles Instrument von Empowerment (und demzufolge von Macht) benutzbar.

So wird auch die Bezeichnung *kulturelle Aneignung* angesichts der Gebärdensprache macht-instrumentell ausgelegt. Die Auslegungen und Haltungen zu diesem Thema sind sehr unterschiedlich, sodass bei unklarer Grundlage ein umfangreicher Diskussionsbedarf herrscht.

24 Der (unbewusste) aversive Audismus liegt beispielsweise vor, wenn ein hörender Mensch einen gehörlosen Menschen selbstverständlich lautsprachlich anspricht und eine lautsprachliche Reaktion erwartet und *nicht* weiß, dass dieser Mensch gehörlos ist und die Gebärdensprache als Mutter- oder Erstsprache verwendet (vgl. MVZ: Z. 229-237).

Von *Klauen* ist die Rede (MVZ: Z. 202f.): Hörende klauen Gehörlosen die Gebärdensprache. Die landestypische Gebärdensprache wird mitunter von Gehörlosen unter Besitzanspruch genommen (vgl. MVZ: Z. 131f.), was für Hörende wiederum nicht einleuchtend erscheint, weil Sprache dem gehört, der sie verwendet, das heißt jedem, »der bereit ist, die Sprache zu lernen« (RM: Z. 1125) und damit ein Allgemeingut darstellt und keinem Menschen oder keiner Kulturgruppe vorbehalten ist, wenn auch eine Sprache von einer Gruppe mehr oder weniger praktiziert wird. Somit fragen sich Hörende, ob es für Gehörlose eine kulturelle Aneignung ist, wenn sie die Gebärdensprache erlernen, um mit gehörlosen Gebärdensprachmuttersprachlern oder -erstsprachlern kommunizieren zu können. Elisabeth Kaufmann erklärt den *eigentlichen* Reibungspunkt:

»Wenn Hörende Gebärdensprache lernen, um mit Gehörlosen kommunizieren zu können, hat das nichts mit kultureller Aneignung zu tun. Wenn Hörende aber Gebärdensprache lernen, um damit bekannt zu werden, sich auch darzustellen, und sagen: »Ich erkläre dir jetzt mal wie Gebärdensprache funktioniert, ich erkläre euch jetzt mal, wie die Welt der Gehörlosen funktioniert«, Botschaften verbreitet, ohne die Gehörlosen mit ins Boot zu holen, das ist für mich kulturelle Aneignung« (EK: Z. 376–380).

Es geht überhaupt nicht um Musik, worüber sich die Debatte entzündete (vgl. EK: Z. 310f.) und als Ausgangspunkt der größtmöglichen Kontrastfläche der Welten dementsprechend für eine Angriffsfläche sorgt. Es geht nicht einmal primär um Sprache. Es geht ganz einfach um eine *fehlende Absprache auf Augenhöhe*: »Aber wirklich, die Gehörlosen selber hat niemand gefragt« (EK: Z. 292). Es geht um einen ungeklärten Zustand, indem Hörende meinen Gehörlosen, etwas Gutes tun zu müssen, aber das Gegenteil damit bewirken, wie Raúl Krauthausen meint:

»Ich glaube, diese Obsession hörender Menschen gehörlosen Menschen Töne beizubringen, in Form von Musik, ist anmaßend. [...] Und vor allem müssen wir da auch ein bisschen gucken, dass wir da auch den Bedarf und die Kulturen der Gehörlosen auch akzeptieren und

auch sagen, vielleicht ist Musik auch nicht so relevant, sondern so ein Fetisch der Hörenden« (RK: Z. 332-338).

Der Vorwurf an Hörende zielt im Grunde auf ein paternalistisches Showbusiness und hat nach Rita Mohlau nichts mit kultureller Aneignung zu tun, denn kulturelle Aneignung sei ein normaler Prozess, um eine Kultur kennenzulernen. Die Aneignung von Fähig- und Fertigkeiten gehöre beispielsweise grundlegend zum Studium der Gebärdensprachdolmetscher dazu: »Wir mussten Hospitationsstunden nachweisen, dass wir auf Gehörlosen-Veranstaltungen teilgenommen haben, weil uns immer gesagt wurde: ›Du musst kulturelle Aneignung machen, weil sonst wirst du nie ein guter Dolmetscher‹. Und jetzt, zwanzig Jahre später, wirft man es uns vor« (RM: Z. 766-769).

7.3.5 Persönliche Befindlichkeit und strukturelle Angelegenheit

Auch Hörende werden und fühlen sich diskriminiert durch das Empowerment von Gehörlosen: »Ich würde mal trotzdem sagen, auch bei Gehörlosen, auch bei Gebärdensprachlern, dass die auch teilweise ihre Vorurteile gegenüber Hörenden haben und Lautsprachverwender. Und da hat man auch ganz schnell mal das Stigma: ›Ach ja, Hörender‹« (ML: Z. 265-268). Der Frust von Hörenden wird wiederum als marginal oder als Angriff gedeutet, was durchaus das Potenzial in sich trägt, die Lage zu verschärfen (vgl. RM: Z. 455-459). Die Schilderungen weisen auf den Drahtseilakt von persönlicher Befindlichkeit und struktureller Angelegenheit, die, wenn es zu Erfahrungen der persönlichen Repression kommt, als Symbiose gehandhabt wird: strukturell angelegt, persönlich aufgenommen und ausgetragen.²⁵ Mit der Gewichtung von persönlicher Befindlichkeit lässt sich strukturell keine Änderung erzielen. Die Schwierigkeit liegt in der Balance: Es braucht eine *strukturelle Begegnung*, es kann aber keine strukturelle Begegnung geben. Begegnung ist

25 Natürlich ist die Diskriminierungserfahrung Gehörloser viel tiefergehend verankert als Frusterscheinungen von Hörenden und zieht sich durch geteilte Erfahrungen von Generationen. Es muss dennoch formuliert werden, dass es immer eine beidseitige Angelegenheit ist.

immer persönlich (vgl. ML: Z. 201f.). Es greift ein benötigter und breit aufgestellter Kompetenzrahmen für einen *möglichen Dialog*, der sich bis zur Entscheidungssträgerebene durchzieht, wie Raúl Krauthausen hervorhebt. Er meint, wenn wir mit Vorurteilen gegenüber Menschen aufwachsen, die wir nie getroffen haben und plötzlich in Verantwortungspositionen Entscheidungen treffen müssen, »dann müssen wir auf einmal ganz viel, was wir gelernt haben, hinterfragen. Und das tut weh, das ist ein ganz schmerzhafter Prozess« (RK: Z. 109-115). Dieser Prozess verweist zurück auf ein Format der Begegnung, das bereits im Kindesalter verankert werden sollte²⁶: Inklusion.

7.4 Inklusion

»Inklusion ist nichts anderes als eine S-Bahn-Fahrt«, sagt Raúl Krauthausen (RK: Z. 288):

»Wir sitzen alle im Zug, haben alle ein Ziel. Die einen steigen früher ein, die anderen später aus und niemand, der in diesem Zug sitzt, hat das Recht zu entscheiden, wer mitfahren darf. Wenn mir meine Sitznachbarin nicht passt, dann hab ich das Recht, mich umzusetzen, aber ich habe nicht das Recht, der Person zu sagen, sie soll sich umsetzen. [...] Und die einzige Person, die entscheiden darf, wer mitfahren darf oder nicht, ist die Schaffnerin. Und auch nur dann, wenn ich kein Ticket habe. Oder wenn ich mich nicht regelkonform verhalte. Die Regeln gelten aber für alle. Wenn ich mich an die Regeln halte und ein Ticket habe, dann kann auch die Schaffnerin mich nicht rausschmeißen. Weil, es gibt ja Rechte. Und wenn die S-Bahn barrierefrei ist und der Bahnhof einen Aufzug hat, dann ist es auch egal, ob ich eine Behinderung habe oder nicht. Und das ist Inklusion: Inklusion ist eine S-Bahn-Fahrt« (RK: Z. 288-300).

In diesem Sinne wird der Dachbegriff *Inklusion* als eine Richtung in einem Zug gesehen, auf den wir aufspringen können, indem wir selbstbe-

26 Siehe den Abschnitt *Begegnung von klein auf*.

stimmt und unter Beachtung des kategorischen Imperativs²⁷ handeln, das heißt, eine Umwelt geschaffen wird, in der »alle so leben können, dass sie ihre Wünsche, Träume, Ziele erreichen können« (RK: Z. 284f.).

So ist Inklusion konzeptuell als Leitgedanke von sozialer und politischer Gleichberechtigung angelegt jedoch weniger als konkrete Maßnahme handhabbar und daher auch nicht messbar.²⁸ Es ist vielmehr ein Wertekanon, der eine Orientierung bietet. Hierbei stellt sich die Frage, ob Inklusion einer operativen Implementierung überhaupt entsprechen kann und ob Inklusion eine Vision bleiben sollte, um nicht in einen neuen Einheitskodex zu verfallen, der zwangsläufig einen Gegenstrom bewirkt, oder ob Inklusion nicht vielmehr einer Utopie nahekommt.

7.4.1 Inklusion ist keine Einbahnstraße

Der Gedanke des Einheitskodexes wird von Jürgen Dusel mit dem Grundprinzip von Demokratie ausgeglichen: »Demokratie braucht Inklusion, das heißt, wenn man sich um Inklusion kümmert, kümmert man sich auch um Demokratie« (JD: Z. 69ff.). Jürgen Dusel spricht von einer herzensbildenden Willkommenskultur, ausgehend von »der sogenannten Mehrheitsgesellschaft. Wir brauchen eine Willkommenskultur für Menschen mit Behinderungen« (JD: Z. 234f.). Eine Willkommenskultur ist in diesem Sinne angelegt als Öffnung von vielen für wenige. Das würde heißen, behinderte Menschen zu inkludieren. »Jemanden inkludieren, ist jemanden integrieren« (RK: Z. 280), gibt Raúl Krauthausen zu bedenken. »Jemanden inkludieren kann ja gar nicht gehen, das ist ja ein Widerspruch in sich, weil es keine Mehrheit gibt, in die man inkludiert. Wir sind ja alle Minderheiten« (RK: Z. 281f.). Inklusion

27 *Handle so, dass die Maxime deiner Handlung stets zum allgemeinen Gesetz werden kann* (Immanuel Kant).

28 »Ich werde oft gefragt: Wie weit sind wir denn mit der Inklusion? Dann sage ich: Zwölf. Also was ist das denn für eine Annahme? Eine Annahme, wie wenn das eine Check-Liste wäre, die wir abhaken und dann ist das Thema abgehakt« (RK: Z. 446-449).

ist keine Einbahnstraße, meint Rita Mohlau (vgl. Z. 336), sondern muss immer in der *Beidseitigkeit* gedacht und behandelt werden. Dabei geht es um eine wesentliche und bislang nicht beachtete Tatsache, eine Bewegung aufeinander zu: Die Ermöglichung für nicht behinderte Menschen, behinderten Menschen überhaupt zu begegnen, um die relevanten Themen, die jeweils von Belang sind, allseits präsent werden lassen zu können, das heißt eine Form der teilhabenden Integration von nicht behinderten Menschen. »Das Beidseitige würde ich gerne nochmal relativieren«, meint Raúl Krauthausen.

»Weil das führt natürlich dazu, dass die Mehrheitsgesellschaft immer sagen kann: ›Naja, ihr müsst euch zuerst bewegen‹. [...] Und die Betroffenen bewegen sich seit Jahrhunderten immer in Richtung der Nicht-behinderten. Weil wir ständig mit den Barrieren, die uns in den Weg gestellt werden, umgehen lernen müssen. Das ganze Krankenkassensystem, Antragswesen, das ist ja ein einziger Hürdenlauf. Und basiert darauf, dass man bloß nicht zu viel den Schwachen geben sollte. Und da jetzt immer weiter zu fordern: ›Naja, ihr müsst uns doch auch verstehen‹, ne, müssen wir eigentlich nicht mehr« (RK: Z. 373-382).

Die nicht behinderte Mehrheitsgesellschaft ist in der Bringschuld. Elisabeth Kaufmann meint dagegen: »Die Welten können sich begegnen, wenn beide sich gegenseitig respektieren und aufeinander zugehen. Man muss interessiert sein und Fragen stellen und offen sein füreinander« (EK: Z. 501ff.).

7.4.2 Diversität wäre gut, steckt aber fest

Von allen Experten wird aus verschiedenen Perspektiven der Kanon von *Diversität* forciert: »dass man die Vielfalt anerkennt und die Vielfalt sieht und die Vielfalt nutzt. Also Respekt sich gegenseitig zollt und auch in die Diskussion kommt und reflektiert. Und dann kann man vielleicht auch das Ziel Inklusion erreichen« (EK: Z. 157-159). Es geht um das Prinzip des lebenslangen und vor allem des *voneinander* Lernens, das wiederum von Jürgen Dusel als wesentlicher Punkt hervorgehoben wird: »Die Idee von Inklusion [ist], dass das eben alle betrifft und in dem Mo-

ment, indem Menschen miteinander interagieren, kommunizieren, ist das natürlich auch immer ein gegenseitiger Prozess. Und davon profitieren alle insofern, als dass sie Erkenntnisgewinne haben« (JD: Z. 322-324).

Die konzeptuellen Ansätze der Öffnung werden allerdings erschwert bzw. Inklusion wird durch eigens *inklusive* Mechanismen blockiert, die innerhalb eines Machtspektrums verlaufen. Elisabeth Kaufmann schildert die weitreichenden Auswirkungen der hegemonialen Oberhand einer hörenden Mehrheit:

»Inklusion würde für uns klappen, wenn wir mit einbezogen werden würden. Wenn unsere Vorstellung von Inklusion als Experten auch mitberücksichtigt werden würde oder wenn wir gefragt werden würden. Was wollen wir eigentlich? Was ist unser Ziel? Was fordern wir? Wie stellen wir uns das vor, Teil der Gesellschaft zu sein? Wenn diese Fragen kämen, ist Inklusion sehr gut möglich. Wenn man gemeinsam gestalten könnte, mit Hörenden« (EK: Z. 517-521). Aber: »Wir hatten bisher keine Chancen als Gehörlose, das mitzugestalten, mit zu zeigen: Was können wir? Wie ist unsere Vorstellung von Inklusion? Wie können wir mitgestalten? Wir werden häufig nicht gefragt. Wir kriegen keine Chance. Hörende haben einfach schon mal entschieden, Inklusion hat so und so auszusehen« (EK: Z. 133-136).

Alle Experten kritisieren, dass bereits thematisierte Machtgefälle, das sich insbesondere im Aktionsrahmen von Hörenden gegenüber *gehörlosen Inklusionslingen* abzeichnet, indem »immer noch vielfach Hörende über Inklusionsthemen entscheiden, die keinen Einblick in die Gehörlosen-Community und die Gehörlosenkultur haben« (ML: Z. 105f.). Inklusion wird vorwiegend von einer *nicht behinderten Mehrheitsgesellschaft* entschieden und ausgerichtet. Von äußerster Tragweite ist dabei der ökonomische Aspekt, der sowohl ermöglichen als genauso behindernd wirken kann und den Diskurs über gegebene Machtverhältnisse hinreichend verschärft: »Man holt dann ein paar Gehörlose und sagt: ›So jetzt sind wir aber sehr inklusiv, schauen Sie doch mal. Und dafür gibt's natürlich Geld, das stimmt. Das ist heutzutage so. Das ist für mich eigentlich Diskriminierung oder auch: Man hat es

nicht verstanden« (EK: Z. 120-123). Es wird von den Experten sowohl kritisiert, wie mögliche Gelder eingesetzt werden (paternalistische Züge), als auch tiefgreifender, dass die generelle Verfügbarkeit von wirtschaftlichen Ressourcen nicht angelegt ist: »Niemand von uns hat gesagt und niemand der Behindertenbewegung sagt, dass Inklusion kostenlos zu haben ist. Niemand hat gesagt, dass Inklusion einfach ist. Das sind so die Erwartungen der Mehrheitsgesellschaft: bitte keine Kosten, bitte keine Mühen« (RK: Z. 504ff.). Ökonomische Faktoren, die behindern, sind ein strukturelles Problem. Die Implementierung von Begegnungsüberlegungen scheitern nicht selten an dem Inklusionsanspruch einzelner Projekte und Maßnahmen,²⁹ was gleichermaßen bedeutet, dass Inklusion zum Instrument gemacht wird und nicht als Leitgedanke zugrunde liegt. Folglich wird auf die Nutzbarkeit der ökonomischen Gegebenheiten für sich selbst geachtet und nicht: Wie können wir die Systeme sowohl für behinderte als auch für nicht behinderte Menschen greifbar machen (vgl. RK: Z. 167-171)? Durch ein inklusives Projekt wird zwar ein Integrationserlebnis finanziert, aber keine Begegnung und kein Dialog forciert. Damit werden alle behindert. Personifiziert formuliert: *Inklusion richtet sich gegen sich selbst* und behindert sich am Ende selbst in der Frage nach statusgebender Vormachtstellung.³⁰

29 Inklusion lässt sich nicht mit einmalig finanzierten Projekte etablieren. Hinzukommt der Titel *inklusiv* als Repräsentationsmerkmal in Abgrenzung zu anderen Projekten. Wenn Projekte besonders sind, weil sie inklusiv sind, ist der Leitgedanke nicht grundlegend. Dann geht es nicht um Inklusion (vgl. Reinwand-Weiss 2020). Ich orientiere mich an Ausführungen von Vanessa Isabelle Reinwand-Weiss, die für und von kultureller Bildung als ganzheitliches Konzept spricht, dass in der innerschulischen Bildung weder in eine 45-minütige Unterrichtseinheit noch in eine Projektwoche im Jahr gepresst werden könne (vgl. ebd.).

30 In diesem Sinne kann eine Vormachtstellung über ökonomische Verfügungsgewalt zum Ausdruck kommen.

7.4.3 Du bist behindert

»Es muss eine Selbstverständlichkeit werden. Und das man dann nicht sagt: ›Ah Inklusion heißt, der Gehörlose darf jetzt mitspielen als der Behinderte« (EK: Z. 168f.). Bei diesen Worten wird deutlich, dass das medizinische Modell trotz jeder Ablehnung von allen Experten noch immer vorherrschend in den Köpfen verankert ist (vgl. RK: Z. 426-432³¹). Gehörlose werden von Hörenden aufgrund einer Sinneseinschränkung als behindert betrachtet, weshalb Gehörlose auch oft mit blinden Menschen verglichen werden.³² »Gehörlosigkeit, Taubheit ist eine unsichtbare Behinderung, auf jeden Fall« (RM: Z. 429). Behinderung ist mit einer negativ konnotierten Zuschreibung verbunden die mit einem niedrigeren gesellschaftlichen Status und einer Form der Machtaustragung (vgl. EK: Z. 133-136) verbunden wird: *Du bist behindert*. So heißt es: »Also ich habe eine Behinderung, aber ich identifiziere mich da nicht mit als behinderte Person« (AL: Z. 251ff.).³³

Für Gehörlose geht es um vielmehr als nur um Teilhabe. Nach Martin Vahemäe-Zierold gehe es sogar über Partizipation hinaus: »Das The-

-
- 31 Raúl Krauthausen erläutert das medizinische Modell wie folgt: »Das medizinische Modell hat sich komplett durchgezogen in alle Gesellschaftsbereiche. Und wir müssen dem jetzt einfach alternative Erzählungen entgegensetzen, dass es eben nicht das Schicksal des Individuums ist, therapiert zu werden, sondern dass wir eine Gesellschaft gestalten können, die Vielfalt in der Kommunikation und in der Fortbewegung willkommen heißt. Und dass wir da Strukturen finden und erschaffen wie Gebärdensprachdolmetscher, Untertitel, Aufzüge, um auch diese Menschen willkommen zu heißen. Und diese Erzählung gibt's ja viel weniger als dieses: ›Ach, du bist behindert, ja dann geh zum Arzt« (RK: Z. 426-432).
- 32 Dieser Aspekt wird durch eine gezogene (nicht gegebene) Verbindung zur Braille-Schrift untermauert (vgl. JD: Z. 95ff.; RK: Z. 71ff.). Ich möchte es an dieser Stelle dabei belassen, da ich mich auf das Verhältnis gehörloser und hörender Menschen konzentriere und eine Abhandlung von Braille-Schrift nicht wesentlich für diese Studie ist.
- 33 Gehörlose betrachten sich selbst *nicht* als behindert (vgl. MVZ: 68ff.). Behindert sind Menschen die auf Hilfsmittel angewiesen sind, das impliziert blinde Menschen (Blindenstock etc.) und Rollstuhlfahrer (vgl. RG: Z. 151-155, Z. 135f.).

ma ist damit ja nicht erledigt, weil: der Selbstwert« (MVZ: Z. 119f.). Der Selbstwert Gehörloser erfährt eine *Einschränkung von Selbstbestimmung* durch eine nicht gegebene Barrierefreiheit von Sprache. Hörende dagegen sehen durch den Aspekt Behinderung eher eine *Einschränkung an Teilhabe* von Gehörlosen am etablierten Normen- und Wertesystem der Mehrheitsgesellschaft und daher die Forderung nach Teilhabe, das heißt, sie nehmen im Grunde genommen eher eine Forderung von Integration wahr als die einer Partizipation. Die Annahmen, was genau mit Inklusion bezweckt werden soll, gehen also auseinander. So ist ein gegenseitiges Verständnis von Forderungen, Bedarf und Wünschen und demzufolge ein gegenseitiges Entgegenkommen kaum möglich.

Diese Spaltung der Perspektiven wird sogar noch verstärkt von der unterschiedlichen Signalwirkung, die Hörende erfahren oder erfahren können, je nachdem wie intensiv sie in die Themen der Gehörlosen-Community eingebunden sind. Die Signalwirkung besteht darin, dass Hörende Gehörlose als Behinderte wahrnehmen und daher der Inklusionsgedanke greift. Gehörlose sehen sich nicht als behindert. Deshalb geht es Gehörlosen zwar nicht um Inklusion, sie nutzen aber den Inklusionsgedanken als legitime Argumentationsgrundlage für das Streben nach mehr Selbstbestimmung.

Für Hörende erscheint dieser Vorgang zwar paradox, sie sehen jedoch keinen Anknüpfungspunkt, diesen Vorgang aufzuklären. Nun stellt sich die Frage: Geht es eigentlich um Inklusion? Es geht der Gehörlosen-Community tatsächlich nur marginal um Inklusion, sondern vielmehr darum, für die eigenen Rechte im Sinne einer gleichberechtigten Partizipation zu kämpfen. Für dieses Ziel ist Inklusion (nur) ein einseitiges Werkzeug und Argument: »Diese Taubengemeinschaft braucht Inklusion, weil sie Leistungen braucht, um zu partizipieren. Weil man ja nicht kommunizieren kann in der Welt der Hörenden, ohne diese Leistung. Ja, das ist sozusagen die Naht zwischen den beiden« (MVZ: Z. 135-138). Es geht nicht primär um einen Begegnungscharakter mit nicht gehörlosen Menschen. Dieser Aspekt ist eher zweitrangig. Der Gebrauch des Arguments Inklusion birgt die Gefahr, dass befürwortet wird, was die Gehörlosen-Community eigentlich ablehnt, sodass unterschiedliche Signale gesendet werden, in diesem Fall an die

Hörenden. Rafael Grombelka spricht sich für Inklusion aus: »Natürlich ist es wichtig, dass wir inkludiert werden. Es ist schön, dass da auch ein Bewusstsein für entstanden ist. Das muss ich tatsächlich sagen« (vgl. RG: Z. 150f.). Elisabeth Kaufmann geht es nicht um Inklusion, weil damit eine Mitleidshaltung von außen verbunden ist (vgl. EK: Z. 136-139), die auch von Rafael Grombelka geschildert wird: »Es gibt die Strömungen in der Community, die das ändern wollen. Dieses ständige, gleich zu Beginn sagen: Ich bin taub, weil man bekommt ja gleich dieses: ›Oh je, du Armer, ach Mensch, bist du taub‹« (RG: Z. 185ff.). Der Akt, der von einer breiten hörenden Mehrheitsgesellschaft ausgeht, der mitleidigen Einbindung eines vermeintlich behinderten Menschen, trägt vielmehr den Titel der *paternalistischen Integration* als den der Inklusion: »im Moment sehe ich keine Inklusion« (AL: Z. 267f.).

7.5 Kulturalität

Wie steht es dagegen mit dem Kulturalitätsschwerpunkt? Die Gehörlosenkultur manifestiert sich nach Aussagen der Experten an einem *primären* Ausgangspunkt, auf den sich die Wertvorstellung nach innen und die Abgrenzung nach Außen bezieht, die kultureigen ernannte Sprache – die Gebärdensprache – mit der eine Kulturalität vorliegt: »Gehörlose«, das ist eine Gemeinschaft, die Gemeinschaft der Gebärdensprachnutzer. Und deswegen gibt es diese eigene Kultur aufgrund der Sprachgemeinschaft« (EK: Z. 189ff.).

7.5.1 Die eine besteht nur in Anbetracht der anderen

Die Kultur wird im Sinne von Informationen über die kultureigene Historie, über aktuelle Themen und über interne Kunst-Wettbewerbe nach innen gestärkt (vgl. AL: Z. 58f.). Es ist anzunehmen, dass ein selbstreferenzielles Vorgehen die kulturgeprägte Identität hervorhebt, die nach außen hin mit Nachdruck vertreten wird. Dieser Prozess vollzieht sich von den gehörlosen Experten in viel dringlicherer Form ausgehend,

als von den hörenden Experten mit einem recht simpel erscheinenden Grund: Hörende müssen ihre Sprache bzw. ihre Muttersprache (in diesem Fall die deutsche Lautsprache) nicht verteidigen als legitim anwendbare Sprache. Sie müssen sich aufgrund ihres Hörstatus *hörend* keine selbstbestimmte, kommunikative Infrastruktur erkämpfen und auch keine Identität als Hörender verteidigen. Die Gebärdensprache ist dagegen bislang noch nicht so selbstverständlich und sichtbar im öffentlichen Raum, als dass sie in ihrer Verwendung *nichts Besonderes* wäre für diejenigen, die sie nicht kennen; das ist jedoch die Mehrheit. Die Repräsentation der einen Kultur gegenüber der vermeintlich anderen (unbekannten) zeugt von Realitäten, die unmittelbar aufeinander bezogen sind, das heißt, die eine besteht nur in Anbetracht der anderen. Die Gehörlosenkultur besteht als kulturelles Normen- und Wertesystem *nur* als Gegenstück der Hörenden-Welt. Von der *Hörendenkultur* wird wiederum nicht aus der Hörenden-Welt heraus, sondern *nur* von dem Faktum der Gehörlosenkultur ausgehend gesprochen und wird *nur* als Gegenstück zur Gehörlosenkultur gesehen. Beide Welten oder Kulturen stehen demnach in Wechselwirkung zueinander.

7.5.2 Hörstatus macht Sprache

Festmachen lassen sich diese beiden kulturellen Perspektiven anhand des Sprachunterschieds als primärer Knotenpunkt von Kulturunterschieden, von dem sich alles Weitere ableitet: »Wir kommunizieren nur in einer anderen Sprache und in einem anderen Modus« (RG: Z. 155f.). Es geht es nicht nur um die Tatsache, dass es sich um eine andere Sprache handelt, und auch nicht vorrangig um ihre Verwendung, sondern vor allem, wie Martin Vahemäe-Zierold und Raúl Krauthausen meinen, um die abzuleitenden Hintergründe ihrer Verwendung. Angesprochen werden unterschiedliche Wahrnehmungs-, Denk- und Einstellungskanäle:

»Also wer in der Gehörlosen-Welt sozialisiert ist, der hat ja auch ein ganz anderes Gefühl für Visualität und Körperwahrnehmung und kann das auch viel schneller lernen. Und lautsprachlich sozialisierte

Menschen sind da eher sehr begrenzt in der Benutzung ihrer Mimik und ihrer Wahrnehmung ihres eigenen Körpers. [...] Aber das ist schon so eine Vernetzung im Hirn, die dann zu unterschiedlichen Wahrnehmungen führt« (MVZ: Z. 260-266).

Der *Kulturunterschied* bezieht sich in diesem Sinne auf den Unterschied von visueller und auditiver Wirklichkeitskonstruktion: »Und man kann das schon gegenüberstellen, die beiden Kulturen, weil die eine visuell ist und die andere eben lautsprachlich orientiert. [...] die Werte und die Normen, die unterscheiden sich. Und daraus kommt dann Kultur« (MVZ: Z. 143ff.). Sprache (und die daraus resultierenden Haltungen) erweist sich nicht nur als primärer, sondern als *einzigster* Unterschied zwischen Gehörlosen und Hörenden. Dennoch wird ein wesentliches Merkmal außer Acht gelassen: *der Hörstatus*, der geradezu vermieden oder in der Rede von *Gehörlosenkultur* und *Hörendenkultur* gar eliminiert wird, wobei schon die Kulturnennungen auf das Wesentliche verweisen.³⁴ Nicht zuletzt gäbe es ohne diesen Unterschied *Hörstatus* vermutlich keine Gebärdensprache und eine »wunderschöne Welt« (MVZ: Z. 298f.) bliebe ungelebt und unerlebt. Der Hörstatus allein macht natürlich keinen Menschen und kein Mensch möchte auf seinen Hörstatus reduziert werden, weder Gehörlose noch Hörende (vgl. ML: Z. 270-275). Es geht im Grunde nicht *um* den Hörstatus, wie die Experten schildern: »Weil viele denken: »Ja, die können halt nur nicht hören. Nein, es ist vielmehr« (RM: Z. 278f.). Es geht *ab* dem Hörstatus, das heißt, er ist nicht mehr und nicht weniger als ein *Anlass*, dessen Verlauf offengehalten wird und der als natürlicher Anlass von Differenz mitgedacht werden muss, der aber aus Gründen einer negativen Konnotation und

34 Gehörlose identifizieren sich nicht über Gehörlosigkeit, sondern über die Gehörlosenkultur und die Gebärdensprache. Es geht um die konnotierte Bedeutung, worin Hörende eine rational betrachtete Tatsache sehen: *Weil* Gehörlose gehörlos sind.

daraus resultierender (gegenseitiger) Stigmatisierung negiert wird.³⁵ Daher ist Sprache der Unterschied. *Sprache macht ebenbürtig.*

Gemeinsame kulturelle Verbindungselemente (Gemeinsamkeiten) finden keine Erwähnung. Frei nach dem Motto *Wir sind gleich und haben weiter keine Gemeinsamkeiten* richtet sich der Ausgangspunkt der kulturellen Dynamik auf einen politischen Fokus: »Also wir sehen auch durchaus so aus wie Hörende, wir können alles, aber wir können nicht hören« (RG: Z. 346f.). Es geht offensichtlich um die Forcierung einer politischen Gemeinsamkeit, nämlich den Status (nicht den interkulturellen Austausch) im Sinne *gleichberechtigter Selbstbestimmung*. Dieser Aspekt hat zunächst nichts mit der Suche nach einer kulturellen Verknüpfung zu tun, allenfalls mit einer kulturellen Akzeptanz.

7.5.3 Emos und Ratios

Es zeigt sich anhand von kategorialen Stereotypen für die eigene Orientierung und Positionierung ein Bedarf, etwas formulieren und greifbar machen zu wollen. Rita Mohlau als selbst hörender Mensch (CODA) hebt *Kopfmenschen* als die rational denkenden und handelnden Hörenden hervor.

»Kopfmenschen weigern sich anzuerkennen, dass etwas auch über eine Gefühlsebene laufen kann. [...] Und der Körper drückt etwas aus, was natürlich für Kopfmenschen, für Ratios, geht nicht. Da weigern die sich. Weil Sprache funktioniert nur über Kopf. Ich höre etwas am Kopf, ich übersetze das am Kopf und es kommt da wieder raus. Alles

35 Aus der hörenden Perspektive heißt es: »Das Lustige ist nur, bei Gebärdensprachverwendern versucht man eher auf die Sprachverwendung zu gehen, also gerade bei der Begrifflichkeit, bei den Lautsprachverwendern ist es aber eher das Hören. [...] Da ist dann der Stempel drauf: Hörender. Man könnte genauso sagen: Lautsprachverwender, egal ob hörend oder nicht-hörend« (ML: Z. 270-275). Genauso heißt es aus gehörloser Perspektive: »Es geht immer um Menschen mit Behinderung, die halt Stempel bekommen, das sind die Anderen: ›Hier wird ein Baby geboren, ach Mist, ist blind, ist taub«« (AL: Z. 268ff.).

am Kopf. Und ich [als Gebärdensprachmuttersprachlerin und -dolmetscherin] benutze meinen ganzen Körper« (RM: Z. 309-312).

Die begriffliche Gegenüberstellung zu einem Kopfmensch ist demzufolge Herzmensch oder die alles verschleiern den *Ratios* (Hörende³⁶) (vgl. RM: Z. 598) und die sehr direkten *Emos* (Gehörlose): »Du sagst halt, was du siehst, ohne diese Höflichkeitsfloskeln« (RM: Z. 589). Es ist eine Gegenüberstellung, die einen ebenbürtigen Unterschied zwischen Kulturen und zwischen Menschen mit verschiedenen Mentalitäten aufzeigt, innerhalb derer sich ein Mensch angesichts eines *interkulturellen Unterschiedes* orientieren kann. Sprache macht Mentalität. Die unterschiedlichen Mentalitäten werden zwar wahrgenommen, bleiben jedoch als befremdliche Verhaltensweisen im Raum stehen, ohne dass sie näher formuliert werden, weshalb sie auch weniger als normalisierter Kulturartefakt gesehen werden: »Antippen zum Beispiel ist ja nicht so das Ding von Hörenden« (RG: Z. 60), sagt Rafael Grombelka und verweist auf die durch Sprache gegebenen Unterschiede in der Ansprache einer Person. Athina Lange berichtet von Erfahrungen, der durch Sprache gegebenen Stereotypisierung: »Und dann kam halt diese taube Person und hat gefragt: »Warum verhältst du dich eigentlich wie eine Hörende?« [...] Das war so eine Art Kulturschock« (AL: Z. 492-496). Auch Martin Vahemäe-Zierold spricht von *Kulturschock*, was auf unbekannte Verhaltensweisen deutet: »Und wenn da mal einer [ein gehörloser Mensch] vor ihnen [hörenden Menschen] steht, ist das wie ein Schock. Ich würde auch sagen: Kulturschock« (MVZ: Z. 38). Es geht insofern um ein interkulturelles Verhältnis zwischen Gehörlosen und Hörenden, das allerdings nicht als solches – das heißt nicht als *interkulturell* – benannt wird. Es fehlt die Komponente des Austauschs.

36 »Hörende sind das nicht mehr gewohnt eine Aussage auf das Wesentliche zu komprimieren. Wir haben uns so verkokpt und so verakademisiert, dass wir so weit weg sind von unseren Gefühlen. [...] das ist, glaube ich, der wesentliche Unterschied« (RM: Z. 591ff.).

7.5.4 Lokalkultur und Hörstatus-Sprach-Kultur

Kulturunterschiede sind in diesem Zusammenhang nicht vergleichbar mit jeglicher Form der weitverbreiteten lautsprachlichen Unterscheidung zwischen Kulturen, denen ein Lokalraum, das heißt ein Ort zugehörig ist und die damit lokalisierbar ist. Die Tatsache, dass Gehörlose und Hörende einer *gemeinsamen Bundeskultur* bzw. Nationalkultur angehören (zum Beispiel: amerikanische Gehörlose und Hörende, deutsche Gehörlose und Hörende, finnische Gehörlose und Hörende etc.), die jeweils eine eigens entwickelte Dynamik birgt, bleibt unter allen Experten weitestgehend unerwähnt. Athina Lange äußert dahingehend: »Aber wir sind ja im Endeffekt eine Gesellschaft« (AL: Z. 280). Manuel Löffelholz vertritt eine ähnliche Position: »Es gibt eine Welt und es gibt die beiden Kulturgemeinschaften« (ML: Z. 59f.).

Tatsächlich ist dieser Aspekt *eine Gesellschaft* oder *eine Welt* wesentlich, denn das bereits angesprochene vorherrschende Normen- und Wertesystem der (in diesem Fall deutschen) Kultur wird automatisch Hörenden zugeschrieben: »Und ich sage immer: Gehörlose haben Kultur nicht gelernt« (RM: Z. 388).³⁷ Das lokaltypische Normen- und Wertesystem wird benannt mit *Hörenden-Welt*: »Natürlich leben wir in einer Hörenden-Welt, gezwungenermaßen oder auch mit der Familie sind wir irgendwie auch immer Teil der Hörenden-Welt und versuchen uns vielleicht auch da anzupassen« (EK: Z. 212ff.). Als Menschen teilen sich Gehörlose und Hörende einen (wirtschaftlichen) Lokalraum. Als Menschen verschiedener Hörstatus-Sprach-Kulturen gehen die Ideologien von Gehörlosen und Hörenden auseinander. Insofern sollte

37 Rita Mohlau weist kontextgebunden, auf die prekäre Situation des Bildungssystems und den schlechten Ausbau von gebärdensprachlicher Schulbildung, exemplarisch die für Hörende leicht umsetzbare Bildungsmaßnahme eines Theater- oder Ballettbesuches mit der Schulklasse, womit eine ästhetische Bildung vermittelt werden kann, die allerdings für Gehörlose in dieser Form nicht möglich ist (vgl. RM: Z. 388-396): »man lernt, dass man nicht jedes Mal ein Mega-Wow-Erlebnis kriegt, wenn Kultur dahintersteht. Manchmal ärgert man sich und selbst über das Geärgerte bildet man sich eine Meinung. Aber wir lernen das ja von klein auf« (RM: Z. 394ff.).

zwischen *Lokalraumkultur* und *Hörstatus-Sprach-Kultur* unterschieden werden.

7.5.5 Das Zwei-Welten-Konstrukt

Wir haben es mit einem Zwei-Welten-Konstrukt zu tun, nachdem es heißt: die Welt der Gehörlosen und die Welt der Hörenden. Die Frage, wie sich die zwei Welten begegnen, lässt sich nicht umgehen, wie Elisabeth Kaufmann meint: »Die zwei Welten leben nebeneinander und trotzdem zusammen« (EK: Z. 239f.). Es ist von einem Pendeln zwischen den Welten die Rede: »Ich bin mir aber tatsächlich bewusst, es ist eine andere Welt. Und dieses, ich muss pendeln zwischen zwei Welten, zwischen der einen Hörenden-Welt und zwischen meiner Welt« (RG: Z. 159f.). Sollte diese Dichotomie der beiden Welten, das heißt die Dichotomie eines Zwei-Welten-Konstrukts nach Meinung der Experten nun aufgelöst werden, um Begegnung, Gleichstellung und Partizipation zu bewirken? Die Ansichten gehen sowohl unter gehörlosen als auch unter hörenden Experten auseinander und reichen von: »Ich kann's mir nicht vorstellen, halte ich für nicht möglich, dass man diese beiden Welten wirklich so zusammenbringt« (EK: Z. 217f.) bis hin zu der Erwartung: »Also die beiden Welten zusammenpacken wäre natürlich am besten« (RG: Z. 298). Es geht jedoch nicht um das Finden eines gemeinsamen kulturellen Codes, einer gemeinsamen kulturellen Wertebasis und Identität. Hierin zeigt sich die Kontroverse:

»Also scheint es da doch zwei Welten zu geben, die man schwer oder nicht immer, nicht uneingeschränkt vermischen kann. Ich bin aber der Meinung, dass unsere Welt ja sowieso nur funktioniert, wenn man jeden so sein lässt, wie er ist und sehr respektvoll und wertschätzend aufeinander zugeht und kommen lässt. Ich bin gar nicht dafür, dass man immer alles so vermischen muss« (RM: Z. 613-617).

Es geht um die *politische* Auflösung des Zwei-Welten-Konstrukts (durch Barrierefreiheit), die befürwortet wird (wie es auch in der Behandlung von Gemeinsamkeit um gleichberechtigte Selbstbestimmung geht) und nicht um den Verlust der kulturellen und innerpolitischen *Eigenständig-*

keit, der abgelehnt wird. Diese Unterscheidung ist maßgeblich im Umgang mit dem gegebenen Zwei-Welten-Konstrukt. Das Zwei-Welten-Konstrukt lässt sich insofern kulturell und innerpolitisch nicht aufheben. Die Dichotomie der gegenseitigen Unkenntlichkeit ist hingegen aufhebbar.

7.6 Räume

Keine Orte, keine Plätze, keine Stellen: Räume. Wie gestalten sich kognitive Erfahrungsräume Gehörloser und Hörender und unter welchen Gesichtspunkten lassen sie sich begründen?

7.6.1 Verortungsmechanismen

»Das ist ein Kontinuum. Auf dem einen Ende des Kontinuums die Hörende-Welt und auf der anderen die Gehörlosen-Welt und da bewegt man sich ebenso dazwischen, weil man ja eingebettet ist in diese Gesellschaft« (MVZ: Z. 148-151). Wie bewegt es sich dazwischen? Was sind entsprechende Verortungskriterien auf diesem Kontinuum? Es wurde die Sprache und ihre Verwendung als Maßgabe hervorgegestellt. Blicke es dabei, würde die Abhandlung an dieser Stelle enden. Sie tut es nicht, denn es gibt Berührungspunkte von Menschen unterschiedlicher *Hörstatus-Sprach-Kulturen*. Es gibt gehörlose Arbeitnehmer in einer hörenden Welt. Es gibt gehörlose und hörende Künstler, die zusammenarbeiten. Es gibt CODAs, die zwischen den Welten leben. Es gibt hörende Eltern gehörloser Kinder, die ihren Kindern einen Zugang zur Gehörlosen-Community gewährleisten wollen und dafür selbst eine Basis benötigen. Es gibt taube und hörende Gebärdensprachdolmetscher, die zwischen den Kulturen vermitteln. Es gibt Akteure der Deaf Studies (vgl. ML: Z. 216-219; MVZ: Z. 65ff.). Zusammengefasst gibt es Impulse aus einem *funktionalen* Hintergrund heraus, die Berührungspunkte schaffen. Durch diese Funktionalität kann dementsprechend eine *legitime* Verortung innerhalb des Gehörlos-Hörend-Kontinuums stattfinden. Diese Legitimität ist notwendig, um

sich selbstverorten zu können, denn sie ist *nicht grundlegend gegeben*. Vor allem für Hörende, die nicht aus lebenspragmatischen Gründen auf eine Begegnung mit Gehörlosen angewiesen sind, fällt dieser Aspekt ins Gewicht, denn ein *Wollen* wird durch ein *Können oder Nichtkönnen* (in der Lage sein oder nicht sein) ersetzt.³⁸ Manuel Löffelholz meint: »Bei uns waren es eben die Kinder [...] Das war der Schlüssel zum Zugang der Gehörlosen-Community« (ML: Z. 204f.). Jürgen Dusel meint: »ich habe mit dem Thema: Menschen die nicht hören können, oder Menschen, die als gehörlos gelten, ganz häufig zu tun gehabt, aber das hat auch ein bisschen mit meiner Arbeit zu tun« (JD: Z. 49f.). Rita Mohlau befindet sich im sozialisierten Welten-Transit: »Alles was ich bin, wie ich bin, wie ich reagiere, wie ich handle, lässt sich mit einem Wort erklären und das ist CODA« (RM: Z. 164f.). Mit der Frage der Legitimität von Zugang ist unweigerlich eine Zugangsvoraussetzung verbunden, die kompetente Gebärdensprachverwendung: »Wenn alle Hörenden gebärdensprachkompetent wären, wie die meisten Hörenden zum Beispiel auch Englisch-Kompetenz haben, dann stelle ich mir das super vor« (RG: Z. 300ff.). Wenn allerdings Gebärdensprachkompetenz eine Voraussetzung der Begegnung ist, wo ist dann der entsprechende *Lernraum*, diese Kompetenz zu erwerben, zu üben und zu praktizieren, wenn die *funktionale Zugangslegitimität* nicht gegeben ist? Wie soll ein hörender Mensch ohne Berührungspunkte innerhalb vom familiären oder beruflichen Umfeld mit gehörlosen Menschen in Kontakt kommen, ja sogar nur auf die Idee dazu kommen? Die Frage stellt Athina Lange: »Wie sollen denn Menschen den Erstkontakt bekommen zur Gehörlosenkultur, wenn sie gar nicht wissen, dass es die Gebärdensprache gibt oder, wenn sie sie halt nie sehen, sozusagen. Es braucht da, glaube ich, sehr viel Aufklärungsarbeit« (AL: Z. 226ff.). Benötigt werden also ein unverbindlicher Lern- und Erfahrungsraum

38 Es geht darum, dass Hörende sich für die Gehörlosenkultur öffnen *können*. Sie sind nicht darauf angewiesen, um zu leben. Gehörlose *müssen* sich mit der Hörenden-Welt auseinandersetzen und sich ihr zuwenden, um leben zu können. Ein profanes Beispiel ist der Einkauf von Lebensmitteln, der in der Hörenden-Welt stattfindet.

(vgl. MVZ: Z. 266ff.). Jürgen Dusel ergänzt hierzu: »Und das geht über Schule, beispielsweise, über Vereine, über Begegnungsräume, über soziale Infrastruktur, über Sozialräume« (Z. 332f.). Um was geht es hierbei? Geht es um *Räume*? Geht es um *Orte*?

7.6.2 Das unabhängige Dritte

Raum und Ort werden von den Interviewpartnern mehrheitlich gleichgesetzt (vgl. RK: Z. 497ff.) und als unabhängiger Raum ausfindig gemacht. »Und natürlich sind Orte im Sport vielleicht oder in der Kultur auch gute Orte, um diese Vielfalt dann auch zu erleben« (RK: Z. 496f.).³⁹ Brisant ist nicht allein der dritte Ort, sondern das dritte Thema indem Begegnungen stattfinden, ohne dass der Modus *das und wie wir uns begegnen* verhandelt werden muss. Rafael Grombelka gibt ein Beispiel für solch ein drittes Thema oder ein drittes Medium: »Beim Fußball, das ist so ein Ort, da könnten beide. Da braucht man ja nicht kommunizieren, da trittst du gegen den Ball« (RG: Z. 406f.). Der dritte Ort mithilfe eines dritten Themas wird zum unabhängigen Raum, indem sich begegnet wird, ohne sich begegnen zu müssen, sondern indem sich privat oder beruflich begegnet werden kann. Er schafft nach Elisabeth Kaufmann einen Mehrwert: »Man kann zusammenarbeiten, es ist möglich. [...] Man kann eben auch solche Synergieeffekte nutzen« (EK: Z. 78-81).⁴⁰ Diese Aussage befürworten die übrigen Experten unabhängig voneinander.

7.6.3 Es gibt kein Gehörlosenland

Die Begriffe *Welt* und *Kultur* werden als Synonyme verwendet: »Es ist die Gebärdensprache, die einfach eine eigene Kultur mit sich bringt.

39 Die Frage nach Orten stellt sich für diese Untersuchung nicht, auch wenn der Begriff *Raum* oder *Räume* von den Gesprächspartnern vielfach als *Ort* ausgelegt wurde.

40 Ich begrenze diese Untersuchung auf die Konstruktion von Raum und gehe nicht weiter auf Orte und mögliche, konkret benannte dritte Orte ein.

Schon aufgrund der Art der Sprache. Und die Welt der Hörenden ist ja auch eine eigene Kultur [...] die ganz anders ist als die von uns, als Gehörlosengemeinschaft. Es sind zwei Welten«, meint Elisabeth Kaufmann (Z. 206-210). Die Gleichsetzung der beiden Begriffe *Welt* und *Kultur* handelt von den gegenseitig unvorstellbaren Lebensrealitäten. Eine *Welt* ist viel stärker von einer anderen abgegrenzt, als es Kulturen sind. Eine *andere Welt* besagt, dass hier eine andere Lebensgrundlage vorliegt. Die Lebensgrundlage heißt *Sprache* und sie heißt deshalb *Sprache*, weil sie nicht mit dem Begriff *Land* oder *Ort* ersetzt werden kann. Es gibt kein *Gehörlosenland* oder *Gebärdenland*, das eine lokalisierbare und damit vorstellbare Kultur darstellen würde und das Grenzen besitzt, die man für sich vereinnahmen und schützen könnte.⁴¹ Es gibt keinen Ort, den man nach freier Entscheidung betreten oder verlassen kann. Eine gegebene Lokalität findet für Gehörlose und Hörende immer in der Hörenden-Welt und demnach an einem Ort statt, an dem sich nach der geteilten Wahrnehmung die Gebärdensprachverwender immer fremd fühlen: »Wir tauben Menschen sind, glaube ich, noch nicht so voll angekommen in der Hörenden-Welt im Sinne von, dass wir absolut wissen, wie der Hase läuft. [...] Da ist immer noch so ein bisschen Zurückhaltung vorhanden« (RG: Z. 291ff.).

Der Sachverhalt, dass keine getrennten Kulturlokalräume bestehen, wird in keinem der Experteninterviews erwähnt und ist daher in seiner Bedeutung unscheinbar, jedoch ausschlaggebend, denn mit einer Lokalisierbarkeit ist eine Vorstellbarkeit verbunden: »Und dann denke ich immer: ›Warum kannst du das [dass eine Sprache, die über den Körper vermittelt wird, *alles* ausdrücken kann] nicht nachvollziehen? Warum kannst du dann aber nachvollziehen, dass es Ureinwohner im Amazonas gibt, die über Klackerlaute kommunizieren« (RM: Z. 313ff.)? Die Gebärdensprache wird von Hörenden, die keine Berührungspunkte mit ihr haben, nicht nachvollzogen, denn es gibt keine Möglichkeit

41 Respektive gibt es zwar kein *Hörendenland*, wie jedoch schon dargelegt wurde, findet Gesellschaft innerhalb eines hörenden Systems statt, das auch lokalisiert werden kann.

der örtlichen Lokalisierbarkeit.⁴² Es gibt jedoch die Möglichkeit, einen *kognitiven Raum* zu erschließen.

7.6.4 Deaf Space mit hörender Einflussnahme

Dieser definierte, kognitive Raum ist nach Auslegung der Experteninterviews notwendig. Als prägnantes Beispiel kann das Themenspektrum um die sogenannte *Gebärdensprachgemeinschaft* dienen. Martin Vahemäe-Zierold erklärt den Unterschied zur Gehörlosen-Community:

»Die Taubengemeinschaft und die Gebärdensprachgemeinschaft, das unterscheidet sich. Die Gebärdensprachgemeinschaft, das sind ja Dolmetscher oder Volkshochschulleitende oder Freunde, Familie, die gebärden können. Das ist ja viel größer. Aber der Kern der Kultur ist ja die Taubengemeinschaft« (MVZ: Z. 132-135).

Die *Gebärdensprachgemeinschaft* meint sehr präzise eine Gruppe von Gebärdensprachverwendern, das heißt eine Gruppe, die sich über die Sprache zusammenfindet, die Rahmung des Raums jedoch unklar bleibt. Welcher kulturelle Code ist hier vorherrschend, wenn sich Gehörlose und Hörende treffen? Im Gegensatz zu diesem vage formulierten Mittelraum gibt es einen anderen, sehr klar abgesteckten Raum, der allerdings mit Ansätzen der Begegnung und der Zusammenarbeit von Gehörlosen und Hörenden (zum Beispiel im künstlerisch-ästhetischen Bereich) in seinen klar abgesteckten Grenzen aufbricht (vgl. EK: Z. 94-102). Es geht um den *Deaf Space*, ein kognitiver Raum, indem ein kultureller Code der Gehörlosen gilt und von Angehörigen der Gehörlosenkultur gestaltet wird: »Das geht darum, dass man auch diesen Schutz braucht« (AL: Z. 69f.), indem in der eigenen Muttersprache innerhalb der eigenen Mentalitätsgruppe eigene Themen frei behandelt werden. Tritt nun der Fall ein, dass in einem Deaf Space

42 Hierbei schließe ich Orte des Zusammenkommens, Verbands- oder Vereinshäuser usw. aus, weil sich der dargelegte Sachverhalt auf ein großflächiges Gebiet bezieht.

*hörende Elemente*⁴³ Einzug erhalten, ist der Raum nicht mehr eindeutig definiert und strukturiert, was zu Verunsicherung führt und im Zweifelsfall ein Feindbild hinsichtlich der hörenden Einflussnahme entsteht: »Ich glaube, dass Hörende sich nicht vorstellen können, wie unsere Welt funktioniert« (EK: Z. 210f.). Die Vermischung von Räumen gilt nicht allein zwischen Deaf Space und hörender Einflussnahme, sondern kann sich genauso umkehren: »Aber auf der Bühne so für Hörende, kann ich halt zeigen: Das ist die Welt der tauben Menschen und kann einen Einblick gewähren« (RG: Z. 46f.). Es lässt sich also festhalten: Der Raum ist nicht klar definiert.

7.7 Grundton: Worum es eigentlich geht

Die vorherigen Abschnitte weisen auf erfassbare Dynamiken und ihre Konsequenzen hin. Der folgende Abschnitt skizziert die Aspekte, die den substanziellen Kern des Verhältnisses zwischen Gehörlosen und Hörenden beschreiben (können).⁴⁴

7.7.1 Den Hörenden: Vielfalt

Nach Aussagen der *hörenden* Experten geht es um die Einbindung und die persönliche Anerkennung von offensichtlich nicht in das System hinreichend eingebundenen Menschen: »Du möchtest ja so sein wie alle anderen. Du möchtest anerkannt, akzeptiert werden und aufwachsen wie alle anderen« (RM: Z. 74f.). Es geht ebenso um ein *individuelles Bewusstsein* im Hinblick von strukturellen Problemen: »Was mir wichtiger wäre, dass die Gebärdensprache auch in der Zivilgesellschaft, also auch in der breiten Öffentlichkeit, also auch im Privatrecht, wenn man das

43 Gemeint sind Handlungsweisen von Hörenden, die den Deaf Space maßgeblich beeinflussen (vgl. EK: Z. 94-102).

44 Ohne Gewähr auf Vollständigkeit im Hinblick auf operative Mechanismen. Ich leiste diese Untersuchung nach bestem Wissen und Gewissen. Fortführende Untersuchungen mit anderen, aufbauenden Fragestellungen könnten dennoch sinnvolle Ergänzungen liefern.

mal so sagen will, mehr Anerkennung finden würde« (JD: Z. 161ff.). Und es geht um Vielfalt (vgl. JD: Z. 293f.), die mit einer Haltung wohlmeinender Einwirkung *für andere* korreliert: »Und es beginnt, glaube ich, erstmal mit einer Willkommenskultur der sogenannten Mehrheitsgesellschaft« (JD: Z. 233f.).

7.7.2 Den Gehörlosen: Mensch-Sein

Es wird deutlich, dass die *gehörlosen* Experten eine politische und strukturelle Anerkennung *von anderen* Hörenden hervorheben: eine Anerkennung menschlicher Würde. Es geht um etwas ganz Wesentliches: »Der Selbstwert und die Würde von gehörlosen Menschen ist nicht als Wert anerkannt und das erfolgt erst, wenn die Gehörlosen ihre Kultur und Sprache anerkannt bekommen, als Minderheitensprache und dann [Betonung auf: dann] wird erstmal die Sichtbarkeit erfassbar« (MVZ: Z. 120-123). Es geht um *das eigene* Mensch-Sein im Sinne einer *strukturellen Anerkennung*. Hörende kennen dieses Dilemma der blockierten Selbstbestimmung nicht, weil sie sich die Frage nach einer hörenden Identität nicht stellen. Daher geht es Hörenden um ein nach außen gerichtetes *für andere*, Gehörlosen geht es um ein nach innen gerichtetes *für uns*. Es ist offensichtlich, dass von beiden Seiten ausgehend eine *einseitig integrativ angelegte* Einbindung im Sinne der Einbindung einer Minderheit in ein mehrheitliches Normen- und Wertesystem vorhanden ist, wobei von der Gehörlosen-Community ein *selbstverständlicher Dialog* im Hinblick auf eine *politische Anerkennung* gefordert wird. Im Vordergrund steht der Mensch, der sich mit und durch *seine* Kultur identifiziert, so Martin Vahemäe-Zierold:

»Ich habe mittlerweile begriffen, das ist natürlich ein Lernprozess, dass die Gehörlosen und die Gebärdensprache zwei verschiedene Dinge sind. Gehörlosigkeit wurde durch den audiologischen Status definiert von der Medizin, von der Verwaltung in bestimmte Schubladen gepackt, die verwaltbar sind. Aber die Gebärdensprachkultur und die Gebärdensprache an sich, die werden von Generation zu Genera-

tion als Wert vermittelt, hat überhaupt nichts mit irgendwelchem Hörstatus zu tun. Das muss man trennen« (MVZ: Z. 108-113).

Rita Mohlau greift den Anlass von Differenz (Hörstatus) auf: »Aber natürlich hat die Behinderung auch dazu geführt, dass er [der gehörlose Mensch im Allgemeinen] eine eigene Kultur und eine eigene Identität entwickelt hat. Und die hat er nur, weil er nicht hört« (RM: Z. 540ff.).⁴⁵ Gehörlose identifizieren sich nicht über *Gehörlosigkeit*, sondern über ihre Kultur, die Gehörlosenkultur und ihre Sprache, die sie indes verwenden, *weil* gehörlose Menschen gehörlos sind. Dieser letzte Teil, *weil* gehörlose Menschen gehörlos sind, wird von Gehörlosen durch seine als negativ *empfundene* Belastung ausgelassen, von Hörenden wird er durch seine als *rational wahrgenommene* Tatsache ausgesprochen. Dieser Zwiespalt des geäußerten Identitätshintergrunds hat mit Verweis auf die Interviewdiskussion genau einen Grund: *Interkulturalität*. Gehörlose und Hörende gewichten Sachverhalte nach kulturspezifischer (gewohnter) Eigenheit. So führen Hörende wenn auch verblümt, so doch sachliche Debatten, wo hingegen Gehörlose wenn auch direkt, so doch emotionale Debatten führen (vgl. RM: Z. 589-594).

7.7.3 Behinderung ist schlimm – Eine Frage der Konnotation

Behinderung ist negativ, Gehörlos-Sein ist schlimm und bemitleidenswert, Hörend-Sein ist dagegen besser. Mit diesen Narrativen ist der Mensch täglich konfrontiert, der sich innerhalb eines medizinischen und bevormundend sozialen Modells bewegt (vgl. RK: Z. 426-432): »Behinderung ist so krass konnotiert mit Angst. Angst vor der eigenen Verwundbarkeit, Verletzlichkeit, Krankheit« (RK: Z. 434f.). Insbesondere Raúl Krauthausen plädiert für die Konstruktion von Gesellschaft, mit der eine vorprogrammierte Konnotation ausgeschlossen wird. Das könnte beispielgebend und in Anlehnung an Raúl Krauthausen heißen:

45 Er ist auf keine konkrete Person gerichtet, sondern beschreibt generalisierend einen gehörlosen Menschen.

von *Behinderung* ist negativ zu *Behinderung*⁴⁶, und zwar als gesellschaftlicher Generalzustand:

»Das heißt, wenn wir nicht mehr unterscheiden würden zwischen behindert und nicht behindert, sondern nur noch davon ausgehen würden, es gibt behindert und zeitweise behindert, also früher oder später haben wir alle eine Behinderung [...] weil das einfach eine Wechselwirkung ist und nicht immer schwarz oder weiß« (RK: Z. 409-414).⁴⁷

Ein Problem ist aus dieser Sicht eine Frage der *Konnotation* eines Sachverhalts, die folgenschwere Auswirkungen hat. »Und da müssen wir dann die Frage stellen, statt ›Wir müssen erst die Barrieren in den Köpfen senken‹ könnte man sagen: ›Wir müssen erst die Barrieren in der Gesellschaft abbauen« (RK: Z. 485ff.). Die Barriere heißt: *Konnotation*.

7.7.4 Verstrickung von Behinderung und Interkulturalität

Innerhalb keiner anderen Dialogform und keiner anderen Gruppierung geht es um eine Verknüpfung von Inklusion und Interkulturalität, das Verhältnis gehörlos-hörend ist dahingehend einzigartig:

»Und die Kultur der Gehörlosen unterscheidet sich so stark von den anderen, weil alle anderen Behinderungsgruppen hören können. Und ich glaube über das Hören hörst du, wie eine Gesellschaft miteinander umgeht, wie sie tickt, wie sie funktioniert. Und du tickst dann wie die [...], aber Gehörlose hören das nicht. Sie nehmen nur visuell auf. Und schon alleine, dass du mit den Augen aufnimmst, macht aus dir einen völlig anderen Menschen, weil dein Gehirn anders verknüpft, verarbeitet, verästelt, wahrnimmt. [...]. Ich glaube, das ist keinem Hörenden bewusst« (RM: Z. 558-564).

46 Behinderung, weiter nichts, das heißt *unkonnotiert* betrachtet.

47 Raúl Krauthausen bezieht sich mit der eintretenden Behinderung auf mitunter später eintretende Zustände wie beispielsweise eine zunehmende Schwerhörigkeit oder Unbeweglichkeit aufgrund von Alter.

Es ist offensichtlich, dass diese beiden Faktoren *Behinderung* und *Kultur* zwar parallel fahren, allerdings nicht bewusst verknüpft werden und damit weder kommuniziert noch hinterfragt werden, sondern nur rein argumentativ im Verhältnis stehen. Insofern ist durch die Komplexität der verhältnismäßigen Dynamiken und der Verstrickung der beiden Ansätze *Inklusion* in Bezug auf *Behinderung* und *Interkulturalität* das gesamte Spektrum gehörlos-hörend bislang weitgehend unbekannt und kaum behandelt.

Dabei ist die unveränderlich und elementar hervorstechende Maßgabe zu berücksichtigen, dass anders als innerhalb jeglicher Lautsprachkultur der eigenen Hörstatus-Sprach-Kultur (gehörlos und hörend) nicht *entsagt* werden kann (vgl. RM: Z. 538-543).⁴⁸ Der Mensch ist in seiner Entscheidung behindert. Das macht die eigentliche Behinderung aus. Es ist nicht der Mensch, der behindert ist.⁴⁹ Der *gesellschaftliche Zustand* ist es, der im Wissen um die gegenseitige Bedingtheit zu gegenseitigen Anschuldigungen und gleichermaßen Annäherungsversuchen führt. Es ist ein Zustand konstanter Bewegung aufeinander zu und voneinander weg, ohne Formulierbarkeit. Es ist ein Zustand *behinderter (blockierter) Kommunikation*.

48 Beispielsweise kann ein Mensch, gleich ob er gehörlos oder hörend ist, Kulturen verschiedener Länder bereisen, Orte, Sprachen und Traditionen kennenlernen und kann sogar Teil einer anderen als der ansozialisierten *Landeskultur* sein. Was der Mensch nicht kann ist *willentlich* ein Teil einer anderen Hörstatus-Sprach-Kultur bzw. -Welt zu sein. Diesbezüglich vertrete ich die These, dass es eine *Hörendenkultur* gibt, auch wenn sie noch nicht beschrieben worden ist.

49 Genauso wenig wie von einem Defizit kann von einer Leistung die Rede sein, das heißt, Gehörlos-Sein kann auch kein Ausdruck von Stolz sein, wie es genauso für Hörende nicht der Fall sein kann, sich stolz zu fühlen, hörend zu sein.

